



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

DC
203
D85

UC-NRLF



B 3 926 663

YD 19136

Dr. Fritz Dumstren

Der erste Napoleon.



Ein psychologisches und pathologisches Problem.

Text und Verlag: Otto Wigand m. b. H., Leipzig.



-

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.

.



UNIV. OF
CALIFORNIA

Der erste Napoleon.



Ein psychologisches
und pathologisches Problem

von

Dr. Fritz Dumstren.

Here sunk the greatest,
nor the worst of men.

Byron.



Otto Wigand
Verlagsbuchhandlung und Buchdruckerei m. b. H.
Leipzig 1908.

THE
LIBRARY

1955

Grau Anna Dumstren,

der besten Frau,

zu eigen.

Der Verfasser.

Fournier
Collection

Vorwort.

Die kleine Arbeit über Napoleon verdankt ihre Entstehung meiner Vorliebe für den großen Kaiser. Ich bin kein Historiker und daher nicht imstande, die vielen historischen Veröffentlichungen nach ihrer inneren Bedeutung und Richtigkeit kritisch zu bewerten, ich habe diese Absicht auch niemals gehabt. Mich, als Arzt, interessierte vor allem das psychologische Moment in seiner Lebensgeschichte, und damit kam ich von selbst auf das Pathologische. Wie war der Mann? Was war an ihm? Bestand ein innerer Zusammenhang zwischen seinen Taten und seinem Charakter, seinen Erfolgen, seinem tragischen Ende und seiner Veranlagung? Diese Fragen zu beantworten, war für mich von großem Reize, und ich mußte dazu eine Literatur besonders benutzen, die im strengsten Sinne nicht als eine historische bezeichnet wird: die Memoirenliteratur, die über die napoleonische Zeit ziemlich groß ist.

Wie sich nun bei mir Napoleons Charakterbild geformt hat, habe ich in Folgendem zeigen wollen und glaube manches Neue sagen zu können, das von Interesse sein dürfte. Der sachkundige Kritiker wird dies Neue und

Eigene bald herausfinden und zu ihm Stellung nehmen müssen. Wo ich dagegen m. E. wichtige, besonders charakteristische Schilderungen fand, habe ich sie — zuweilen wortgetreu — wiedergegeben, einfache Hinweise auf das am Schluß befindliche Literaturverzeichnis geben die Quellen an, aus denen sie stammen.

Gr. Lichterfelde-Berlin, Herbst 1907.

Dr. Dumstrey.

Inhalt:

I. Napoleons Eltern und Geschlecht, seine Jugendjahre und Er- scheinung	Seite 1
II. Das Pathologische bei Napoleon	18
III. Napoleon, der Meister aller	35
IV. Napoleon und die Frauen	59
V. Wissenschaft und Künste	75
VI. Napoleons Ende	91

I.

Napoleons Eltern und Geschlecht, seine Jugendjahre
und Erscheinung.

Bekanntlich stammt die Familie Buonaparte aus Italien, wahrscheinlich von einer Florentiner Patrizierfamilie dieses Namens, von der ein Mitglied im 16. Jahrhundert nach Korsika auswanderte und in Ajaccio der Stammvater eines großen Geschlechtes wurde, das im Laufe dreier Jahrhunderte zahlreiche Männer hervorbrachte, die sich besonders in politischen Dingen auszeichneten. Allerdings waren die Buonapartes keineswegs wohlhabend und konnten daher eine besonders einflußreiche Rolle nicht spielen, wenngleich ihr Adel von allen anerkannt war. Karlo Buonaparte, Napoleons Vater, war 1746 geboren und früh verwaist. Er scheint ein kluger, zielbewußter und tatkräftiger Mann gewesen zu sein. Er hatte studiert und war unterrichtet, sprach französisch und soll sogar dichterisch nicht unfähig gewesen sein. Es wird von ihm erzählt, daß er gute italienische Verse gemacht habe, aber er war auch verschwenderisch, leichtfertig und vergnügungssüchtig, und seine Heirat, die er schon mit 18 Jahren einging, machte ihn keineswegs ernster und gesekter. Seinen Kindern war er ein zärtlicher, schwacher Vater und sorgte für sie Tag und Nacht in einem geradezu vorbildlichen Familiensinn. Er war augenscheinlich ein Projektenmacher; ein brennender Ehrgeiz, eine stete Unruhe, von seiner rastlosen Phantasie

gestachelt, trieben ihn von einer Unternehmung zur anderen, durch die er Reichthümer und Ehren zu erringen hoffte. Er war dabei in der Wahl seiner Mittel nicht wählerisch, je nach Bedürfnis bald demüthig, bald anmaßend bei der Verfolgung seiner Ziele; vor allen Dingen aber war er ungemein geschmeidig und ausdauernd. Seine Unerfrockenheit, Konsequenz, seine Rastlosigkeit, Kühnheit und die Sicherheit seines Auftretens ließen ihn manches erreichen und seine Ansprüche durchsetzen. Namentlich bei den Behörden, bei den Ministern und bei Hofe war er ein ständiger Bittgänger und Antragsteller, als solcher oft genug unbequem und lästig. Seine Thätigkeit in den öffentlichen Angelegenheiten war niemals selbstlos; immer wußte er, auch wo er für andere ein Amtchen oder eine Belohnung erwirkte, seinen eigenen Vorteil zu wahren: Er war eben im großen und ganzen keine sehr sympathische Persönlichkeit, und sein Einfluß auf seine Kinder nicht immer ein guter. Im Gegensatz zu seinem großen Sohne war er von hoher Gestalt, mit feinen, vornehmen Gesichtszügen und verfügte über ein gewandtes, weltmännisches Benehmen, so daß er stets als ein Kavaller imponierte.

Seine Frau, Maria Vittoria Ramolino, 1750 geboren, späterhin als „Madame Mère“ in der ganzen Welt bekannt, war in der Jugend ebenso wie im Greisenalter eine auffallende Schönheit. Auch sie entstammte einem alten korsikanischen Adelsgeschlecht, war eine Frau von Thätigkeit und Ordnungsliebe, eine stolze, beständige, unerfrockene, dabei schlichte und fromme Frau; auch in ihr lebte ein starker Familiensinn, die Liebe zu ihren Kindern, die Sorge um die Beständigkeit des Glückes nahmen in ihren Glanztagen ihre ganzen Sinne ebenso ein, wie in ihren armseligen Jugendjahren die Sorge um das tägliche Brod und die Gedanken an die Zukunft ihrer Söhne und Töchter. Sie hatte ihrem Manne 12 Kinder geboren, von denen 8 am Leben blieben, und für die sie bis zuletzt sorgte und sorgen

mußte. „*Pourvu, que cela dure!*“ ist ja ihr bekanntes Wort, als sie, auf der Höhe der Menschheit stehend und die ganze Fülle des irdischen Glückes genießend, als sorgsame Hausfrau sich auch jetzt bewährte, indem sie für die von ihr stets geahnten traurigen Tage voraussah, sparte und Schätze auf Schätze zusammenhäufte. Es lag in ihrem ernstesten Charakter, daß sie niemals, auch nicht in den Tagen unerhörten Glückes, zu einem reinen Genießen gelangte, sondern eine beständige Vorahnung eines bösen Umschwunges ihr Gemüt beherrschte. Sie kam mit Unrecht am Hofe ihres Sohnes in den Verdacht, geizig zu sein, sie war nur klüger und, wo allen der jähe Aufstieg die Gedanken verwirrte, blieb sie ruhig, sie sah Schäden und Fehler, wo andere nur Glanz und Pracht sahen. Was sie in jenen Tagen an Reichtümern gesammelt und zusammengehalten hatte, das gab sie, als das Unglück hereinbrach, mit vollen Händen den Ihrigen und blieb im Kreise der Buonapartes bis zu ihrem Tode die von allen mit großer Zärtlichkeit geliebte Mutter, an die ihre in so hohe Stellungen gelangten Kinder mit achungsvoller Ergebenheit dachten. Ihrem zweiten Sohne¹⁰⁾, der der Liebling des schwachen Vaters war, war sie eine strenge Mutter, deren rauhe Hand er oft zu spüren bekam, und die ihn oft genug als „*le plus diable*“ ihrer Kinder bezeichnete. Er selbst urteilte später über seine Kindheit sehr objektiv: er gestand, daß er eigenwillig und starrsinnig gewesen, vor nichts Respekt und Angst gehabt habe, „alle fürchteten mich, denn den einen schlug ich, den anderen kragte ich, mit meinem Bruder Josef hatte ich zumeist zu tun, er wurde geprügelt, gebissen, gescholten, und kaum daß er sich erholt hatte, hatte ich ihn auch schon verklagt“.

Es scheint sicher zu sein, daß in den Adern der Buonapartes auch germanisches Blut floß, daß insbesondere Napoleon keineswegs ein reiner Vertreter des romanischen Typs war, was ja auch durch seine blaue oder graublaue Augenfarbe und sein hellbraunes Haar, das schlicht und

straff war, rein äußerlich dokumentiert wurde. Seine Gestalt machte den Eindruck einer anmutigen, verfeinerten Abart der nordischen Rasse, und die über den Ursprung der Familie Buonaparte angestellten genaueren Untersuchungen ergeben mit größter Wahrscheinlichkeit einen anthropologischen Zusammenhang der alten korsikanischen Adelsfamilie Buonaparte mit den eingewanderten germanischen Eroberern Italiens, jedoch sind darüber, mit welchem Stamme der Germanen, der Langobarden, Franken oder Vandalen dieser Zusammenhang besteht, die Ansichten geteilt. Ludwig Woltmann nahm an, daß die Buonapartes von den Vandalen, die Korsika besetzten und auf der Insel blieben, abstammten, und nach ihm hatte auch die Familie der Mutter Napoleons, Ramolini, einen altdeutschen Namen, der gleichbedeutend mit dem noch oft in Deutschland vorkommenden „Rammel“ ist. Diese Ramolini stammten aus einer Patrizierfamilie Genuas, dessen Adel nachweislich langobardischen und fränkischen Ursprunges ist. Andere Forscher machen andere Angaben, und von diesen sind die wichtigsten folgende: Vom 11. bis zum 14. Jahrhundert blühte in Genua eine angesehenere Familie Adolungi, die deutschen Ursprunges, stets treue Anhängerin und Verbündete der kaiserlichen Partei, in der Stadt selbst aber die Vertreterin der Volkspartei, die Schützerin der städtischen Freiheiten und Gerechtsame war. Man hatte sie daher die gute Partei genannt: *buone parte*. Angeblich ist daraus der Familienname entstanden. Andere wieder führen den Namen Buonaparte auf den alten fränkischen Namen Bonibert oder Bonipert zurück, der im 7. und 9. Jahrhundert zahlreich in Italien und Oberitalien vorkam, das von den Franken erobert wurde. Namentlich in Turin findet sich gegenwärtig der italienische Name Boniperti, und man kann kaum zweifeln, daß dies der alte fränkische Name Bonipert ist. Aus diesen Teilen Italiens kamen ursprünglich auch die Buonapartes und es ist somit sehr möglich, daß der Name Buonaparte aus

dem Versuche entstanden ist, dem deutschen Namen Bonipert einen italienischen Klang beizulegen. Die Franzosen haben diesen alten fränkischen Namen noch als Bompert, indem sie das „n“ vor dem Lippenlaut in ein „m“ übergehen ließen, wie es ja auch vielfach mit anderen Namen der Fall gewesen ist. Wenn man ferner bedenkt, daß namentlich in Norditalien eine große Menge altdeutscher Familiennamen sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wie „Garibaldi“, „Grimaldi“, „Rolandi“, „Alamant“, „Lamberti“, „Udobrandi“, „Leopardi“ und andere, daß ferner eine Menge der schönsten italienischen Vornamen mit kräftigstem oder hochdichterischem Sinne, besonders auch Frauennamen direkt auf die Langobarden- und Gothenzeit hinweisen, so ist die Annahme, daß auch Napoleons Familienname einen germanischen Ursprung enthält, nicht ohne weiteres abzulehnen. Vom Jahre 1796 übrigens mitten im italienischen Feldzuge, also nachdem er schon seine weltgeschichtliche Mission angetreten hatte, gab Napoleon, der französische General, die italienische Schreibweise seines Namens auf und schrieb sich fortan, das „u“ fortlassend, französisierend „Bonaparte“.

Am 15. August 1769, am Tage nach Mariä Himmelfahrt, wurde Napoleon als der zweite Sohn seiner Eltern geboren. Die Angabe, daß er schon 1768 geboren und in Wirklichkeit der älteste von den lebengebliebenen Söhnen gewesen sei, beruht auf einer von Napoleon bei seiner Heirat gemachten Angabe. Diese Angabe ist augenscheinlich falsch. Es ist vielmehr anzunehmen, daß Napoleon 1769 in Ajaccio geboren wurde und die falsche Eintragung in das Heiratsregister war darauf berechnet, den Altersunterschied zwischen ihm und seiner Braut, die ihrerseits 4 Jahre von ihrem Alter abzog, so gering wie möglich erscheinen zu lassen. Die Geburt erfolgte unter den seltsamsten Umständen, seine Mutter, die auch in den Tagen der Schwangerschaft über eine seltene Lebenskraft und Widerstandsfähigkeit

verfügt haben muß, hatte bis zuletzt ihren Mann, der von seinen politischen Feinden verfolgt wurde, zu Pferde begleitet und sich in keiner Weise schonen können. Als sie die Messe besuchen wollte, wurde sie von den Wehen überrascht und kam, da sie nicht einmal ihr Schlafzimmer mehr erreichen konnte, in einem Vorzimmer auf einem alten Teppich nieder.

Bekannt ist, daß der Vater Karlo Buonaparte⁴⁰⁾ in den mannigfachen Kämpfen um den Besitz von Korsika zwischen den zu der alten genuesischen Herrschaft hinneigenden Patrioten und den ins Land eingedrungenen Franzosen aus eigennützigen Motiven sich bald den Eroberern angeschlossen und damit den Haß und den Zorn aller Patrioten erregte. Während seiner ganzen Knabenzeit hegte deswegen sein zweiter Sohn einen tiefen Groll gegen ihn und sympathisierte mit den Bauern, deren Treue und Standhaftigkeit sich noch lange Zeit gegen die Franzosen in einem hoffnungslosen Guerillakrieg hielt. Sein heißes Korsikanerblut wallte bei den Erzählungen von Unterdrückung und Gewalt auf, noch auf der Kadettenschule machte sich sein Zorn in einer Flut von Verwünschungen gegen alle Verräter seines Volkes Luft, und selbst nach seines Vaters Tode im Jahre 1785 rief er aus, daß er ihm niemals seine Stellungnahme gegen seine Volksgenossen verzeihen könne. Dem Vater brachte seine schleunige Unterwerfung den erwarteten Lohn von Frankreich. Durch die neu erworbenen Beziehungen gelang es ihm, dem jungen Napoleon die Aufnahme in die Kadettenschule zu Brienne in der Champagne zu verschaffen, und zwar mußte die Erziehung auf Kosten des Königs erfolgen, da die Familie zwar von altem Adel, aber ohne Vermögen war. Mit 9 Jahren kam der stolze, anspruchsvolle Knabe in diese demüthige Lage, Kostgänger des Königs zu sein, und sie mußte bei seinem Charakter um so drückender für ihn sein, als er einem eben unterjochten Volksstamme angehörte und deshalb manches Wort des Spottes zu hören

bekam. So ist es kein Wunder, wenn er sich in finsterner Verschlossenheit von seinen Kameraden zurückzog und in den offiziellen Berichten als schweigsam, eigensinnig und herrisch bezeichnet wurde. Den Schulkameraden erschien er wild und finster; ihren kindlichen Spielen war er abhold und im Ganzen kein beliebter Kamerad. Groß war bei ihm der Hang nach Einsamkeit und das Bedürfnis, Geist und Seele an leuchtenden Vorbildern der Antike zu erbauen. So erwarb er seine Bildung wie viele andere charaktervolle Männer hauptsächlich durch eine ausgedehnte Privatlektüre, und es boten vor allem Plutarchs Lebensbeschreibungen in einer französischen Übersetzung seinem Geist und seiner begeisterungsfähigen Phantasie Nahrung und Erquickung.

Er war damals klein von Gestalt, von ungesunder, olivengrüner Gesichtsfarbe, von zarter Gesundheit, aber breitschulterig und zäh. Allerdings bezeichnete ein anderer offizieller Bericht, den ein Offizier über ihn aus dieser Zeit machte, im Gegensatz hierzu seine Körperbeschaffenheit und Gesundheit als ausgezeichnet und bezeugte, daß sein Charakter fügsam, sanft, ehrenhaft, dankbar, und seine Dienstführung sehr gewissenhaft sei, daß er sich stets durch besonderen Fleiß in der Mathematik hervorgetan habe, in Geschichte und Geographie leidlich Bescheid wisse, daß er aber in Fertigkeiten sehr schwach sei, daß er im großen und ganzen verdiene in die Schule von Paris zu treten und jedenfalls demnächst ein vortrefflicher Seemann werden würde. Schon damals fielen an ihm der lebhaft-, forschende, durchdringende Blick, die breite und hohe Stirn, die feinen, nervös zusammengezogenen Lippen auf. Zuweilen verriet er durch sein Aufbrausen, seine leidenschaftlichen Wutausbrüche, die sich auch hier schon zeigten, wie ein Lavaström alles mitreißend, verheerend über alle Feindlichkeiten hinwegbrachen, seine heiße, glühende, starke Seele. Er war schon damals etwas Besonderes

und flößte vielen seiner Kameraden eine Art heimlichen Brauens ein.

Der Erfolg seiner Erziehung war ein guter. Seine geistige Entwicklung war keine gewöhnliche, und schon früh frappierte der tiefe Ernst, die gewissenhafte Zeitausnutzung und die originelle Bewertung der ihm nützlichen Disziplinen. Alle Zweige der Wissenschaft, die auf das praktische Leben hinielen und vorbereiteten, ergriff er mit Vorliebe, ja mit Begeisterung. In der Mathematik besonders machte er nicht gewöhnliche Fortschritte. In der Geographie und Geschichte verfügte er bald über hervorragende, allerdings nicht immer auf dem vorschriftsmäßigen, schulgerechten Wege erworbenen Kenntnisse, die er durch unermüdeliches Verschlingen aller erreichbaren Bücher täglich vermehrte. Vor allem aber gab er durch die Kenntnis der Biographien großer Männer, wie die so wirkungsvollen Plutarch'schen Lebensbilder sie boten, seinem Geiste die nötige Schulung, seiner Energie die Grundlage und seinem Nachstreben den Ansporn. Die Vorliebe für diese Art der Geschichtschreibung ist ihm bis zulezt geblieben. Seinem Herzen war und blieb es ein Bedürfnis, große Männer der Geschichte dankbar als seine Lehrer und Meister zu verehren, sich zu ihnen zu bekennen und an ihrer Männlichkeit und Menschlichkeit aufzurichten und zu erfrischen.

Es ist eine altbekannte, recht beklagenswerte Tatsache, daß wir von vielen Männern der Geschichte über ihr Aussehen, ihre Erscheinung und ihren körperlichen Zustand wenig oder gar nichts Authentisches wissen, und zwar nicht nur von Männern längst vergangener Zeiten, etwa der Antike, nein auch von denen der jüngeren Zeit, trotzdem vielleicht von ihnen eine größere Anzahl Porträts oder plastischer Bildnisse erhalten sind. Gerade die subjektivste aller Künste, die Malerei, ist nicht imstande, uns über die wirklich historische Erscheinung einer Persönlichkeit aufzuklären, denn nach der subjektiven Auffassung des Künstlers finden wir sie in

dem einen Bilde so, in dem anderen ganz anders wiedergegeben und daher sind sichere Schlüsse über Einzelheiten im Aussehen bei Goethe z. B. oder bei der Königin Luise, die uns der Zeit nach doch gar nicht so sehr fernstehen, aus den zahlreichen uns bekannten Gemälden gar nicht zu ziehen. Oft ist das allgemein anerkannte Bild, das wir heute von ihnen haben, nichts als ein Kompromiß zwischen den verschiedenartigen Auffassungen und Darstellungen der verschiedenen Künstler. Man vermißt da doch sehr die so oft als unkünstlerisch geschmähte Photographie, man würde wirklich gern auf manche künstlerische Qualitäten verzichten, wenn dafür unwiderlegliche Dokumente menschlicher Geschichte geschaffen würden. Wunderbarerweise ist im Gegensatz zu dieser allgemein gültigen Regel Napoleons Erscheinung im Bilde niemals schwankend gewesen und ist es auch heute noch nicht. Wir besitzen aus all seinen Lebentagen eine große Menge ziemlich übereinstimmender Porträts, und wir können feststellen, daß sie mit den recht zahlreichen, uns von Zeitgenossen gelieferten Schilderungen über sein Aussehen, seinen Körper und alles, was damit zusammenhängt, im großen ganzen übereinstimmen. Napoleon steht vor aller Welt da in der typischen kleinen, starken, breitschultrigen Figur, mit einem etwas auffälligen Embonpoint, mit dem glatten, scharf geschnittenen, wachsbleichen Gesichte, dem Imperatorenprofil, den durchdringenden, blauen Augen und dem hellbraunen, schlichten Haar, von dem eine Locke in die schöne, hohe Stirn fiel. So war er überall in Europa wohlbekannt. Er sah nicht immer so aus. Die Beschreibungen, die aus seinen jungen Jahren über seine Erscheinung erhalten und die auch augenscheinlich authentisch sind, lassen ihn als einen mageren, schlechtgehaltenen Menschen mit gelben, eingefallenen Zügen und langem, ungeschnittenem, bis auf die Schulter herniederfallendem Haar erscheinen. Eine besonders charakteristische Schilderung, die eine Dame von ihm gibt

und die vielleicht ein wenig grotesk klingt, ist die folgende⁸⁹⁾:

„Das dürrste und seltsamste menschliche Wesen, welches ich je gesehen habe, stand vor mir, der Mode der Zeit entsprechend, trug der Offizier sein Haar in sogenannten „Hundeohren“ d. h. in Saarbüscheln, die von der Schläfe über die Ohren herab bis auf die Schultern hingen. Der italienische finstere Blick paßte seltsam zu dieser Haartracht. Den Eindruck des Mannes von Geist machte er nicht, wohl aber den eines Individuums, welchem man nicht gern im Walde begegnen möchte. Der Anzug war auch nicht darnach angefallen, einen zu beruhigen, der Überrock, den er trug, war derart abgetragen und sah so schäbig aus, daß ich mich gar nicht entschließen konnte zu glauben, ich hätte einen General vor mir; aber das merkte ich sogleich, daß ich es mit einem ungewöhnlichen Menschen zu tun hatte. Sein Blick erinnerte an den Rousseaus, dessen von Latour gemaltes Porträt ich kannte. Als ich den General ein drittes Mal sah, verzieh ich ihm bereits die Hundeohren; ich dachte an einen Provinzler, der die Mode übertrumpfte, der aber trotz dieser Lächerlichkeit etwas bedeuten mochte, ich fand seinen Blick, der sich in der Unterhaltung belebte, jetzt sogar schön; wäre er nicht so überaus hager gewesen, so daß er wirklich kränklich aussah und Mitleid einsößte, man hätte vielleicht manchen feinen Zug an ihm entdeckt; sein Mund z. B. war von sehr gefälligem Schnitt. Ein Maler, ein Schüler Davids, welcher den General kennen lernte, meinte, die Gesichtszüge hätten den griechischen Schnitt, was mir sehr imponierte.“

Daselbe Bild von ihm, beinahe Zug für Zug, entwirft eine andere Dame, welche damals den General häufig sah. Aus einem Fenster ihres Hauses am Quai d'Orsay beobachtete sie ihn häufig, wie er linkschen und unsicheren Schritts daherkam, mit einem schlechten, in die Augen gedrücktem Hute, unter welchem die fürchterlichen „Hunde-

ohren“, schlecht gekämmt und schlecht gepudert, auf den Kragen des Stahlgrauen, später so berühmt gewordenen Überrock herabhingen, dazu die langen dünnen schwärzlichen Hände ohne Handschuhe, ungeschickt sitzende, schlecht gepuhte Stiefel — aber stets war in seinem freundlichen Blick ein lebenswürdiges Lächeln, vielleicht nur erzwungen. Ein solches Äußere konnte unmöglich bei den Frauen Gefallen finden und es wird daher nur wenige unter ihnen damals gegeben haben, die, wie die Herzogin von Abrantes, von dem schönen Blick im Auge zu reden wußten. Eine aber unter ihnen, die ihn geliebt hatte und dabei der Inbegriff aller Säßlichkeit war, Frau de Bourrienne, schrieb folgendes über ihn: „Am Tage nach unserer zweiten Rückkehr aus Deutschland, es war 1795, trafen wir Bonaparte im Palais Royal vor einer Wirttschaft, welche ein gewisser Girardin inne hatte. Er begrüßte meinen Mann wie einen Kameraden, dem man gut ist und den man sich freut wiederzusehen. Wir besuchten das Theater Français, es wurde ein Trauerspiel gegeben, das Publikum kam aus dem Lachen nicht heraus, nur Bonaparte, und das fiel mir sehr auf, beobachtete eine eifige Ruhe, ein anderes Mal verschwand er plötzlich, ohne auch nur ein Wort zu sagen, von unserer Seite; wir vermuteten ihn irgend wo anders, nur nicht im Theater, als wir seiner plötzlich in einer Loge des 2. oder 3. Ranges ansichtig wurden; er schien zu schmollen.“ Wahrscheinlich aber stand er unter dem Eindruck der ihn beherrschenden Gedanken an die Zukunft und der schrecklichen Frage, wie er ohne einen Sou in der Tasche leben sollte. Bonaparte war zur Zeit 26 Jahre alt und in der kritischsten Periode seines Lebens. Schon damals erschien er allen seinen Kameraden weit überlegen. Seine vertraulichen Gespräche selbst waren voll großartiger tiefster Ideen und übten einen nachhaltigen Zauber auf alle Zuhörer aus.

Einen gleichen Eindruck haben viele Leute jener Zeit von ihm gehabt, so daß es nicht wunder nimmt, wenn

trotz seiner Jugend und seines unscheinbaren Äußeren schon damals allgemein Großes von ihm erwartet wurde. Auch sein Vater hatte auf dem Totenbett unter heftigen Schmerzen fortwährend gerufen: „wo ist Napoleon, wo ist mein Sohn Napoleon? er, dessen Degen die Könige zum Zittern bringen wird, er, der das Ansehen der Welt verändern wird, er würde auch mich verteidigen, er würde mir das Leben retten“. Auf Josephine, seine spätere Gemahlin, die gefeierte und vielumworbene Witwe des Generals Beauharnais, hat der unberühmte, augenscheinlich zukunftslose, arme und außer Stellung befindliche General sicher den gleichen tiefen Eindruck gemacht; sie verlobte sich mit ihm zu allgemeinem Erstaunen und ließ ernsthafte, glänzendere und aussichtsreichere Bewerber, wie die Generale Hoche und Caulaincourt feinetwegen fallen.

Auch Frau von Rémusat³⁹⁾, der man gewißlich keine Voreingenommenheit für ihn nachreden kann, nannte ihn einen seltenen Menschen, dessen Auffassungsgabe unermesslich sei und ans Wunderbare grenze, bei dem eine einzige Idee sofort tausend andere entstehen ließe, den ein einziges Wort zu einer Rede hinriß, in welcher man den Flug seines Geistes bewundern mußte. Nach ihr war Bonaparte von kleiner, nicht eben vorteilhafter Gestalt, weil sein Oberkörper gegen den übrigen Teil seiner Figur zu groß war. Sie nannte sein Antlitz im Profil schön, namentlich die Linien seiner Stirn und Nase, die an jene klassischen Köpfe erinnere, wie man sie auf antiken Medaillen sähe. Sein Mund hatte, trotz der schmalen Lippen, etwas Unangenehmes wenn er lächelte und dabei seine wohlgeordneten und wohlgepflegten Zähne zum Vorschein kamen. Sein Kinn war etwas zu kurz und entbehrte der sanften Rundung, dagegen waren seine Füße und Hände sehr schön, worauf er sich übrigens viel einzubilden schien. Aus dem Jahre 1796 haben wir von Miot, der von ihm wunderbarlich überrascht war, eine ganz gleiche Schilderung; er schreibt: „In der

Mitte eines zahlreichen Generalstabes erblickte ich einen Mann unter Mittelgröße und von ungewöhnlicher Sagerkeit, gepuderte Haare — unterhalb der Ohren eigentümlich viereckig geschnitten — fielen ihm auf die Schultern herab; er trug einen engen, bis oben zugeknöpften, mit sehr schmaler Goldstickerei gezierten Rock und einen Hut mit dreifarbigter Feder. Beim ersten Anblick kam mir sein Gesicht unschön vor; allein die scharf ausgeprägten Züge, das lebhaft forschende Auge, das drastische Gebärdenpiel verrieten eine Feuerseele und die breite gedankenschwere Stirn einen Denker.“

Die Form seines Schädels ⁴⁵⁾ war augenscheinlich eine längliche, mithin gehörte Napoleon zu den Dolichocephalen, wenn auch ein im Berliner Zeughaus aufbewahrter Feldhut dafür zu sprechen scheint, daß er ein Rundkopf gewesen sei. Abgesehen von den großen methodischen Bedenken, aus der Form eines steifrandigen Hutes auf die Schädelform seines Trägers schließen zu wollen, lassen die zahlreichen Büsten, die den Kopf in den verschiedensten Stellungen zeigen, keinen Zweifel darüber aufkommen, daß Napoleon einen schmalen Schädel gehabt hat. Dies geht überdies aus seiner Totenmaske aufs deutlichste hervor, die einen Teil des Schädels mitumfaßte. Seine Gestalt war unter mittelgroß; sie ist nicht etwa durch Mischung mit der kleinen brünetten Rasse entstanden, sondern sie macht ähnlich wie die des blonden Raffael den Eindruck einer „gracilen Variation“ der germanischen Rasse. Seine physischen Eigenschaften hatte er vornehmlich vom Vater, während seine Mutter braune Haare und braune Augen hatte.

Seine Haltung war immer etwas nach vorn gebeugt. Seine in der Regel glanzlosen Augen gaben seinem Gesicht in ruhigen Momenten einen melancholischen, nachdenkenden Ausdruck; wenn er aber in Zorn geriet, was ihm häufig passierte, so wurde sein Blick wild und drohend; sein Lächeln entwaffnete sofort, es schien seine ganze Person zu verjüngen.

Dies Lächeln verschönte ihn in auffallender Weise, und es war schwer, sich seiner Wirkung zu entziehen.

In seiner Kleidung war Bonaparte sehr einfach. Er trug gewöhnlich die Uniform eines seiner Garderegimenter. Peinlichste körperliche Reinlichkeit war ihm ein unbedingtes Bedürfnis; er nahm oft ein Bad, weil er es seiner Gesundheit für zuträglich hielt. Wegen der Hast, mit der er alles tat, war sein Anzug oft vernachlässigt, und sein Kammerdiener hatte an den Galatagen immer seine liebe Not, ihm noch das eine oder andere Kleidungsstück zurechtzurücken und anzuheften. Jeder Zwang war ihm zuwider, und er bewegte sich in den prachtvollen Galakostümen etwas schwerfällig. Er zerbrach oder zerriß dabei leicht alles, was ihn im geringsten belästigte, und mancher Diener erhielt in solchen Augenblicken einen sehr deutlichen und fühlbaren Beweis seines Ürgers. In St. Helena hatte er die gewöhnliche kleine Jägeruniform ganz abgelegt. Er trug ein Jagdkostüm, das zuletzt etwas schäbig aussah. Zu ersetzen war es nicht. Wenn er ausging, setzte er den kleinen bekannten Hut auf, und mehrere dieser Hüte sind ihm damals von Liebhabern gestohlen worden.

Als Konsul hatte er für die großen zeremoniellen Gelegenheiten für sich und seine beiden Kollegen einen roten, breitköpfigen, goldgestickten Galafrack bestimmt, im Winter von Sammet und im Sommer von Seide, dazu eine lange Weste und Kniehosen von weißem Atlas mit Gold gestickt und weiße seidene Strümpfe mit Schnallenschuhen. Die beiden anderen Konsuln, Cambacérès und Lebrun, die schon bejahrt waren, schritten in dieser bunten Tracht gravitätisch umher, Bonaparte hingegen, den sie belästigte, suchte sie immer auf seine Manier zu modifizieren. Er trug dabei im Gegensatz zu jenen kurz geschnittene, ungepuderte, sogar nachlässig gekämmte Haare und eine einfache schwarze Kravatte, ein kleines Jabot, aber keine Spitzenmanschetten, manchmal wohl die gestickte Weste, oft aber hatte er seine

Uniformweste anbehalten und auch seinen gewöhnlichen Degen. Dazu hatte er komischer Weise über die Kniehosen und seidenen Strümpfe seine kurzen Suwarowstiefel angezogen. Als Kaiser trug er oft kostbare, gestickte Kostüme mit einem kurzen, reich bordierten Mantel und einen Hut mit wallenden Federn, was ihn sehr kleidete. Dann hing er auch den großen Halschmuck der Ehrenlegion um, der ganz aus Brillanten mit Adlern und Sternen bestand. Für gewöhnlich aber trug er nur das einfache Ritterkreuz des Ordens. Meist stand er in seiner schlichten Uniform mitten unter den schillernden Figuren seines Hofes, die in gold- und silbergestickten, sammetnen und seidenen Gewändern mit Federhüten und blühenden Degen erschienen waren, und lächelte über die Eitelkeit der Welt. „Nicht jeder hat das Recht, ein unscheinbares Kleid zu tragen“ sagte er einmal.

Ein gewisses linksches Wesen, das sich nachher am Hofe in eine überstürzende Hast verwandelte, ist ihm ziemlich lange geblieben. Es teilte sich mehr oder weniger dem ganzen Hofpersonal mit, unter dem namentlich die Neulinge, die sich noch nicht zurechtgefunden, eine ängstliche Scheu zeigten. Sein Hof erhielt dadurch weit mehr einen gezwungenen, steifen, als einen ruhigen, vornehm anmutigen Anstrich, der ihm auch trotz aller blendenden Pracht stets geblieben ist.

Es erscheint als ein unlöslicher Widerspruch, daß ein Mann von der Bedeutung Napoleons auf all die kleinen und kleinlichen Vorschriften der Hofetikette Gewicht legte, sie mit all ihrem schwerfälligen, zum Teil albernen und langweiligen Zeremoniell an seinem Hofe einführte, über ihre Einführung und Ausführung sorgsam wachte und sich selbst freiwillig stundenlang unter ihr Joch beugte. Er war eigentlich gar nicht der Mann für solch einen Mummenschanz und spielte dabei oft genug eine sonderbare Figur. Als er einmal die Einführung einer großen Cour, die ihm vorher am bayerischen Hofe imponierte, auch in Paris

an seinem Hofe angeordnet hatte, da ging sie in der schönsten und steifsten Etikette mit dem ganzen blendenden Pomp des Kaiserlichen Hofes vor sich, und der entwickelte Glanz fand damals wohl nicht seinesgleichen auf Erden. Viele schöne Frauen in den prächtigsten Toiletten, beladen mit Goldschmuck und Edelfsteinen, Männer, von deren Ruhm die Welt voll war, gingen in den prachtvollen Sälen in gravitätischen, mühsam eingelernten Schritten langsam und in langem Zuge, um sich vor dem kleinen Manne auf dem Throne ehrfurchtsvoll zu verneigen und in ihm ihren Herrscher zu begrüßen. Die Zeremonie dauerte stundenlang und erfüllte im Anfang sein Herz augenscheinlich mit Freude und Genugthuung. Aber schon nach einer halben Stunde sah man in ihm die Langeweile aufsteigen und ihn sich nur mühsam beherrschen. Er wurde über die lange Dauer so augenfällig ungeduldig, daß man sich beeilte, die Sache so viel als möglich abzukürzen, und es schoben sich die letzten Reihen hastig und in Übersürzung vor und stolperten mehr an ihm vorbei als sie gingen. Immerhin hatte er gehabt, was er gewollt: die Etikette, wie sie an deutschen Höfen seit Jahrhunderten heilig gehalten war⁸⁹). Er wollte auch darin den angestammten alten Fürstenhäusern nicht nachsehen, auch darin womöglich der erste sein. Und vor allem: die spottlustigen Pariser, namentlich die alten Familien im Faubourg St. Germain sollten nicht mehr über die freien Sitten, die rauhen Soldatenmanieren und das burschikose Auftreten der Frauen an seinem Hofe lachen, sie wollte er durch diesen Glanz gewinnen, ihnen Achtung abzwängen und mit diesem Mittel sein Haus und seinen Hof sicher stellen. Daher waren seine öffentlichen Aufzüge, wie bei seiner feierlichen Krönung und späterhin in den 100 Tagen bei der großen Versammlung, die Champ de mai genannt wurde, von einer beispiellosen Pracht, das von ihm selbst aufgestellte, bis in alle Details von ihm erwogene Zeremoniell pompös. Er selbst erschien bei solchen



1

Gelegenheiten in einer phantastischen Imperatorentracht, die eigens von Künstlern zu diesem Tage erfunden und gefertigt war. Er trug ein Kostüm von rotem Sammet mit Gold gestickt, eine weiße Atlaschärpe mit goldenen Franzen und einen roten Sammetmantel mit goldenen Bienen, dazu einen Federhut mit großen Straußensehern und einer kostbaren Diamantagraffe, um den Hals die breite, goldene, reich mit Brillanten besetzte Adlerkette der Ehrenlegion und an der Seite einen schönen Degen, dessen Griff mit kieselsteingroßen Diamanten besetzt war und an dessen Knauf der Regent, der riesengroße Diamant des kaiserlichen Kronschates, funkelte. Er sah in dieser Tracht nicht schön aus, er war dazu zu klein und zuletzt zu dick. So war er niemandem vertraut, seine Veteranen, die für ihn lebten und für ihn starben, kannten ihn in dem grauen Rocke von Wagram, mit dem kleinen dreieckigen Hute und dem einfachen Degen an der Seite. So hing und hängt sein Bild in Hütte und Palast, so war er in der ganzen Welt populär, der kleine Korporal.

II.

Das Pathologische bei Napoleon.

Immer machte Napoleon, das wird von allen bezeugt, auf die ihm Entgegentretenden den gleichen faszinierenden Eindruck, auch damals schon, als er noch jung und in dürftigen Verhältnissen war.

Als er vor dem italienischen Feldzuge vor der Kriegskommission erschien, um ihr seinen Plan zur Rettung des französischen Heeres Norditaliens auseinanderzusetzen, da kam er, wie ein Mitglied der Kommission nachher schrieb, als ein junger Mensch, abgezehrt und fahl, mit krummer Haltung, von gebrechlicher und kränklicher Statur, ins Zimmer, aber sein Adlerblick belebte sich, während er sprach und schien bei den Worten „Armeen, Schlacht“ und „Sieg“ Blicke zu entfenden; er antwortete auf die ihm gestellten Fragen kurz und klar und trug einen wunderbaren Eroberungs- und Einsallsplan vor. Er sprach wie von einer höheren Eingebung begeistert. „Wir sehen es noch“, so fährt der Augenzeuge fort, „wie die magere Gestalt im Gefühl ihrer Macht emporwuchs, die eingefunkenen bleichen Wangen vor Begeisterung erglühten, die falkenartigen Augen bei dem Anblick des hilflosen kaiserlichen Wildes Blicke sprühten, während er auf der Karte von Piemont und der Lombardei die Züge zeigte, die einen kühnen Draufgänger begünstigen und bis an die Tore Wiens heranbringen würden. Der Glanz des späteren kaiserlichen

Nofes in den Tuilleries erscheint abgeschminkt und flitterhaft im Vergleich mit der geistigen Größe, welche das schlichte Zimmer mit den ersten Strahlen erhellte, die das Morgenrot der Befreiung Italiens verkündeten.“ Als ihm einige Einwände gemacht wurden und ihm anheim gegeben wurde, sich zu ihrer Erledigung und zu einer schriftlichen Fixierung des Ganzen einige Zeit zu nehmen, da lehnte er dies mit den Worten ab, daß der Plan mit allen Details in seinem Kopfe fertig sei. Er setzte sich an einen Tisch und entwarf mit fliegender Hand in kaum lesbarer Schrift den ganzen Plan des großartigen italienischen Feldzuges, den er selbst ein wenig später ausführte, und als ihm dann der Auftrag gegeben wurde, auch die Instruktionen für die einzelnen Generale zu entwerfen, vollendete er dies noch an demselben Tage. Im Laufe der Nacht wurden sie von seinen Adjutanten abgeschrieben und am folgenden Tage an den kommandierenden General und die Volksrepräsentanten bei der Armee abgesandt: Zu ändern fand niemand etwas daran; sie waren in ihrer Art bis in alle Einzelheiten vollkommen. Überhaupt muß die schnelle Auffassungsgabe, die alles umfassende Kapazität seines Kopfes ebenso Bewunderung erregen, wie seine schnelle Entschlußfähigkeit: sie gestatteten ihm in der Schlacht an der Moskwa und in den Greueln des russischen Feldzuges über die Reformen des französischen Theaters nachzudenken und Pläne dafür auszuarbeiten, und vor der Schlacht bei Austerlitz über die Schicksalstragödie Cornelles zu debattieren. Als er erfahren hatte, daß sein Bruder Joseph, der von ihm zum König von Spanien ernannt war, die Schlacht bei Vittoria verloren hatte, da übersah er in einem einzigen Augenblicke, mit einem Gedankenblitze alle Folgen dieser Niederlage im Großen wie im Kleinen und rief aus: „Seht kann die Uhr abbestellt werden“. Er hatte nämlich vor längerer Zeit für das Residenzschloß in Madrid ein prachtvolles Uhrwerk bestellt, das nunmehr — wie er sofort

überfah — am spanischen Königsschlosse nicht mehr angebracht werden würde.

Dieselbe menschenbeherrschende Wirkung hatte seine Erscheinung, wie alle Augenzeugen einmütig bestätigen, noch bis in die allerletzte Zeit. Es war ganz gleich, welchem Stande und welchem Bildungsgrade die Leute angehörten, die ihm gegenübertraten: sie erlagen alle ganz gleichmäßig dem Zauber seines Wesens und drückten ihre Ergebenheit oft in rührenden Worten aus. Charakteristisch ist die Äußerung eines einfachen Matrosen auf dem englischen Kriegsschiffe, das ihm nach St. Helena brachte: „Man mag den Mann schmähen, soviel man will, aber wenn die Leute in England ihn so kennen gelernt hätten wie wir, so würden sie ihm kein Haar krümmen“.

In den Jahren des Konsulats und in den ersten Kaiserjahren war Napoleon ein schöner Mann. Wenn er mit seinen festen kleinen Schritten herankam, die man in der ehrfurchtsvollen Stille weithin über die gebohnten Dielen hören konnte, begleitet von einem leisen Sporenklirren, wenn er in den hohen Schafstiefeln ging, umweht von dem leisen Duft von Eau de Cologne, der ihm anzuhaften pflegte, dann erschien er allen als der geborene Herrscher und Herr. Dabei war er nie von besonderer körperlicher Stärke, aber durch die eiserne Kraft seines Willens den größten Strapazen gewachsen. Denn wohl nie vor und nach ihm hat je ein Herrscher solch eine Menge geistiger Tätigkeit und körperlicher Ausdauer geleistet wie er. Von wesentlichen Erkrankungen wissen wir nicht viel; allerdings beruht diese Unkenntnis auf einer absichtlichen Irreführung, oft auf einem befohlenen Verschweigen. Mehrere Male nämlich, so nach der Schlacht von Aspern, und später in Rußland nach der Schlacht an der Moskwa erlitt der Kaiser Zufälle, über deren Art wir nicht ganz im klaren sind, die aber doch recht bedenklich gewesen sein müssen, da seine Umgebung durch sie aufs höchste be-

unruhigt war. Authentisches ist darüber in weitere Kreise nicht gedrungen, aber immerhin erscheinen diese räthelhaften Zufälle in einem für Ärzte verständlichen Lichte, wenn man an gewisse glaubhaft verbürgte Ereignisse denkt und sie an der Hand dieser Ereignisse analysiert. Eine ganz sonderbare Geschichte wird nämlich von Napoleons Verhalten aus der Schlacht bei Wagram erzählt, als der Kampf auf der Höhe der Gefahr stand, zu einer Zeit, als ein so erfahrener Schlachtengeneral wie Masséna einen Adjutanten nach dem anderen mit verzweifelten Meldungen zum Kaiser schickte. Da befahl dieser, der jetzt schon die Schlacht als gewonnen bezeichnete, ein Tierfell auf die Erde zu legen, er stieg vom Pferde, warf sich nieder, verfiel sofort in tiefsten Schlaf und schlief für mehr als eine halbe Stunde lang fest und ruhig. Dabei stauten sich die von den Generalen mit eiligen Meldungen zu ihm geschickten Offiziere um ihn; sie durften ihn nicht wecken; es grollte der Donner der Kanonen, es schallte das Knattern der Gewehre, es hallte das Schreien, Toben und Lärmen der Angreifenden über den ruhig und sorglos Schlafenden dahin. Nichts rührte ihn, nichts erweckte ihn und als er nach einiger Zeit von selbst erwachte, war er frisch und munter, und die Schlacht war gewonnen. Dies alles ist so eigenartig und abnorm, aber andrerseits auch so charakteristisch, daß ein Sachverständiger auf die Vermutung kommen muß, daß es sich möglicherweise um einen Anfall einer psychischen Epilepsie gehandelt hat, den die Franzosen mit dem Wort *grand mal intellectuel* bezeichnen. Es sind das Zustände, die bei den dazu disponierten Personen plötzlich und ohne Vorboten nach besonders starken Anstrengungen entstehen, und in denen die Kranken wie Hypnotisirte unter einem inneren psychischen Zwange handeln, der durch autochthone pathologische Vorstellungssreize hervorgerufen wird. Es tritt der Anfall unter den verschiedensten angenehmen oder unangenehmen Salluationen auf, löst gewisse unter völligem Bewußtseins-

ausschluß erfolgende impulsive Reaktionen aus und endet mit einem tiefen, langen Schlaf. Die Erinnerung an das während des Zustandes Gesprochene und Gesehene ist ausgeschlossen; erwachen die Kranken aus ihrem Schlafe, dann wissen sie nichts von dem, was mit ihnen und um sie geschah. Diese larvierte Epilepsie setzt nicht etwa mit den gewöhnlichen epileptischen Anfällen ein, sondern sie tritt von vornherein als eine akute transitorische geistige Störung auf, die als Hemmungs- oder Erregungsentladungen einer eigenartigen Veränderung der psychischen Vorgänge sich dokumentiert und setzt oft mit maßlosen Zornaffekten und blindwütigen Zerstörungstrieben ein. Die dabei entstehenden Halluzinationen zeigen sich durch große sinnliche Lebhaftigkeit aus, durch Visionen mit bunten, gesättigten Farben, durch schreckliche Erscheinungen, oder auch durch frohe Botschaften: „Es marschieren Soldaten auf, die Soldaten schwenken Fahnen, rufen Hurrah und defilieren huldigend vorbei“. In den schlimmsten dieser Fälle werden Verbrechen aller Art, Totschläge und Morde begangen, die weniger ausgesprochenen sind aber sehr viel häufiger und kommen relativ oft vor. Und die leichtesten imponieren oft genug nicht als Erkrankungen. Auch hier erschien Napoleon seiner Umgebung als der Geniale, als der über alles menschliche Können hinausgewachsene Heros, während er in Wirklichkeit jene prophetischen Worte von der gewonnenen Schlacht in einem pathologischen Dämmerzustande sprach. Überhaupt ist ja nach Lombroso Epilepsie die Grundlage ebenso für moralisches Irrsein wie für das Genie. Er war, was bei seiner Lage natürlich, an diesem Tage besonders erregt und wußte diese Erregung hinter seiner gewöhnlichen Kälte zu verbergen. Er wußte wohl: verlor er die Schlacht wie die von Wipern, so war seine ganze Existenz gefährdet, und diese Erregung konnte bei ihm leicht jenen Zustand mit der angenehmen Halluzination auslösen, die ihm die Schlacht als gewonnen erscheinen ließ, als noch alles im

Ungewissen war. Nachher ist natürlich dies Wort, als das Produkt eines besonders genialen, weitschauenden Geistes gepriesen worden: es war vielleicht eine Vision. Ferner kann ein Schlaf, unter solchen Umständen, mitten in der furchtbaren Situation der zweifelhaften Schlacht unmöglich ein normaler gewesen sein, und die angebliche Seelenruhe und Kaltblütigkeit Napoleons ist wahrscheinlich nichts weiter, als die typische Reaktion völliger pathologischer Erschöpfung auf den vorangegangenen Anfall. Nachher war er wieder frisch und munter. Auch das paßt zu dem Bilde, wenn man erwägt, daß Napoleon durch seine eiserne Energie all seiner körperlichen Schwächen Herr werden konnte. Nimmt man aber diesen Schlaf als die Folge eines epileptischen Anfalls und damit eine epileptische Disposition beim Kaiser an, dann lassen sich die von seiner Umgebung so sehr gefürchteten Explosionen, seine Wut- und Zornausbrüche, die oft ohne erkennbaren Grund entstanden, jeden überraschen und verblüffen, die selbst vor Fürsten und Königen, vor Gesandten und Botschaftern, den offiziellen Vertretern großer Nationen, nicht Halt machten, als charakteristische Symptome seiner pathologischen Veranlagung erklären. Allerdings kann man, wenn man den Augenzeugen solcher brutalen Vorgänge glauben will, auch annehmen, daß sie mit allen ihren häßlichen Einzelheiten von ihm genau und sorgsam vorher berechnete Vorgänge waren, die einen ganz bestimmten Zweck hatten.

So ist jene Szene aus dem Jahre 1803 kurz vor dem Bruch mit England charakteristisch für die Art, wie Napoleon aus der heitersten unbefangenen Ruhe in den plötzlichsten heftigsten Zorn umspringen konnte. Napoleon pflegte damals in jedem Monat einmal die fremden Gesandten^{o)} mit ihren Frauen zu empfangen und zwar in den Gemächern seiner Gemahlin. Bei dieser Audienz wurde stets ein außerordentlicher Pomp und Luxus entfaltet. Die geladenen Personen begaben sich in den großen Empfangssaal,

wo sie sich nach ihrem Range aufstellten und, wenn dies geschehen war, und man eine geraume Zeit gewartet hatte — denn auch das gehörte dazu — so meldete ein Suissler mit lauter Stimme die Ankunft des ersten Konsuls. Dieser erschien in Begleitung seiner Gemahlin, von einigen Herren gefolgt. Der Palastpräfekt stellte dann die einzelnen Anwesenden vor; Madame Bonaparte setzte sich auf einige Augenblicke, und Napoleon selbst unterhielt sich mit dem einen oder anderen Botschafter, grüßte leicht und zog sich dann wieder, wie er gekommen war, zurück. An jenem kritischen Tage des Jahres 1803 war das diplomatische Korps in den Tuileries versammelt, der erste Konsul war schon gekommen, er hatte sich auf den Teppich des Zimmers seiner Frau gesetzt und spielte in ausgelassener Weise mit dem kleinen Napoleon, dem Sohne seines Bruders Louis. Zugleich musterte er mit Kennerblick die Robe und den Schmuck seiner Gattin und war in einer so guten Laune, wie er selten angetroffen wurde. Da meldete man ihm, daß die Versammlung der Botschafter vollzählig sei und ihn erwarte. Hastig sprang er in die Höhe, nachdem er das Kind fast unsanft auf den Boden gesetzt hatte, und war mit einem Schlage wie verwandelt. Alle Heiterkeit war im Nu aus seinem Antlitz gewichen, und man erschrak vor dem finsternen und zornigen Ausdruck seiner Züge. Dabei wurde er marmorblaß; sogar seine Gesichtsfarbe hatte er in der Gewalt. Das alles geschah in kürzester Zeit; er stieß nur die Worte heraus: „Gehen wir!“ und eilte voraus, ohne seiner Gemahlin den Arm zu bieten, was er sonst immer that. Die Herren und Damen seiner Umgebung folgten in größter Bestürzung. Im Audienzsaal angelangt ging er sofort und ohne jemand zu grüßen auf den englischen Gesandten, Lord Withworth, zu und begann ohne jede Einleitung sich über das englische Kabinett bitter zu beklagen. Mit jeder Minute wuchs sein Zorn und die ganze Versammlung stand wie gebannt vor Schrecken,

zuleßt konnten seine harten und bitteren Worte kaum mehr den Weg durch seine bleichen und zitternden Lippen finden. Keiner wagte sich auch nur zu rühren und tödliche Angst lag auf allen Gesichtern. Der gute phlegmatische Lord war selbst so betroffen und verlegen, daß er kaum einige banale Phrasen hervorzubringen vermochte. Nach einer anderen ganz ähnlichen Szene erzählt dann aber später mal der Abbé de Pradt, daß der Kaiser sich ihm genähert und ihm ganz ruhig gesagt habe: „Sie haben mich wohl eben ganz entseßlich erzürnt geglaubt, aber Sie irren sich, mein Zorn geht niemals höher hinauf als bis hierher“. Dabei fuhr er mit seiner Hand um den Hals herum, wie wenn er damit anzeigen wollte, daß die Galle niemals bis in seinen Kopf steigen und seine Gedanken verwirren könne. Damit erscheint der Kaiser als ein Mann, der eine außergewöhnliche Gewalt über seine Ausdrucksmittel hatte und es ist demnach auch anzunehmen, daß die steinerne Ruhe, die er namentlich in den Zeiten des Unglücks zeigte, die anscheinende Gleichmütigkeit und Gleichgültigkeit, die er bei den schwersten Ereignissen und in der schlimmsten Gefahr bewies, ein Produkt seiner absoluten Herrschaft über seine Nerven war; er sagte, als er in Malmaison kurz vor dem Ende seiner Herrlichkeit stand und keinen Ausweg mehr sah, zu seinen Adjutanten: „Mon cher, ne nous attendissons pas, il faut dans les crises comme celle-ci se conduire avec froid!“

Wenn ihn aber wirklich sein Jähzorn packte, dann scheute er sich nicht, seine Wut selbst an unschuldigen Möbeln und Geräten auszulassen. Es war ihm dabei gleichgültig, ob diese brutalen Akte der Disziplinlosigkeit Zeugen hatten oder nicht. In seiner Unterredung mit Cobenzl, die dem Frieden von Campo Formio voranging, zerstückte er, als er bei dem österreichischen Unterhändler einen unerwarteten Widerstand fand, verschiedene Porzellanfiguren und verblüffte jenen dadurch so sehr, daß er ihm sofort seine

Forderungen bewilligte, und dem Papst warf er in Fontainebleau im Jahre 1813, als er die Bestätigung der vom Kaiser ernannten französischen Bischöfe mit den verletzenden Worten „Comedianten, tragedianten“ verweigerte, eine kostbare Vase, welche auf dem Kamin stand, vor die Füße, wo sie in tausend Stücke zersprang. Ganz ähnlich heftige Ausbrüche hatte er im Jahre 1809 mit Metternich, 1811 mit dem Fürsten Kourakin und mit dem General Ballakoff am 12. Juli 1812 zu Wilna. Schon aus seiner ersten Jugend sind solche Wutausbrüche, in denen er völlig außer sich geriet und nicht zu wissen schien, was er tat, bekannt geworden und sie erscheinen — nimmt man bei ihm eine neuropathologische Disposition an — alsdann in einem besonderen Lichte. Die sogenannte larvierte Epilepsie tritt nicht immer in typischen, ganz gleichen, voll ausgebildeten Zufällen auf, diese wechseln vielmehr an Intensität und Beschaffenheit und gerade die blindwütigen Zerstörungsakte, die wir in Campo Fornio und in Fontainebleau kennen gelernt haben, passen ausgezeichnet zu dem Krankheitsbilde und können als unter einem pathologischen Zwange entstandene, unbewusste Taten angesehen werden, für die ihrem Urheber die Verantwortung nicht zugeschrieben werden kann. Und Napoleons Gegenerklärung, seine Behauptung, daß er alle diese Akte genau berechnet habe und den Zorn nie Herr über sich werden ließe, klingen doch sehr nach dem alten Worte: qui s'excuse, s'accuse. Er, der Mann, der so sehr auf Würde hielt, der sonst in dem Wort und in der Tat ein königlicher Mann war und sein wollte, hatte wahrscheinlich ein deutliches Bewußtsein von seiner psychischen Schwäche und suchte, da er ihrer nicht immer Herr werden konnte, sich so mit ihr abzufinden und durch eine kühne Renommisterei selbst aus ihr Nutzen zu ziehen.

Nicht viel anders erscheint sein Befinden nach der Schlacht von Aspern, der ersten von ihm im Felde erlittenen Niederlage. Er ritt spornstreichs von der Wahlstatt nach

dem Schlosse Kaiserebersbach, warf sich dort auf ein Lager und schlief infolge der großen Erregung 36 Stunden, ohne zu erwachen. Ja, dieser angebliche Schlaf war von so eigentümlichen, rätselhaften Umständen begleitet, daß auch seine Umgebung nicht an Schlaf, sondern an eine schwere Erkrankung dachte und die Möglichkeit eines üblen Ausganges sogar ins Auge faßte. Über einen ähnlichen, kurz erwähnten Zufall in Rußland wissen wir auch nichts näheres. Nicht unwahrscheinlich erscheint es allerdings, daß es sich um einen ähnlichen Zustand wie die erwähnten gehandelt hat. Im allgemeinen brauchte der Kaiser sehr wenig Schlaf, den er ganz nach Bedürfnis oft mitten in der Arbeit suchte und den er auch leicht wieder unterbrach. Erwachte er dann, dann las er oder arbeitete er, um nachher wieder zu schlafen. Er war in der Arbeit unermüdet und seine Arbeitskraft schien unerschöpflich, kürzeste Erholung machte ihn wieder frisch und leistungsfähig.

Von Interesse und ganz besonders auffällig für den Arzt ist sein Verhalten in den Tagen des Juni im Jahre 1815, die der Schlacht bei Belle-Alliance vorangingen, am Schlachttage selbst und die Zeit nachher bis zu seiner Einschiffung auf das englische Kriegsschiff. Er kam, wie alle die ihn kannten, zugaben, stark verändert von Elba zurück. Er war dicker geworden; sein Gesicht war von einer fahlen Blässe und ungesunden Gedunsenheit, die auffällig gegen sein früheres Aussehen abstach. Am 11. Juni hatte, wie ein Augenzeuge bekundet, sein sonst so furchterweckender, durchdringender Blick, seine Schärfe und selbst seine Festigkeit verloren. Aus seinem Gesicht war alle Kraft des Ausdrucks gewichen; sein zusammengepreßter Mund hatte nichts von seinem ehemaligen bezaubernden Reiz gewahrt; sein Gang war schwankend und sein Benehmen und seine Gebärden bewiesen Unsicherheit; seine gewöhnliche bleiche Gesichtsfarbe hatte eine stark ausgeprägte grünliche Schattierung angenommen, die allgemein auffiel. Er war

nicht mehr imstande den Strapazen Stand zu halten, wie er es früher getan hatte, und wenn auch berücksichtigt werden muß, daß ein Mann von nahezu 50 Jahren körperlich nicht so leistungsfähig sein kann wie einer von 30, so ist doch die von allen bemerkte leichte Ermüdbarkeit im hohen Grade auffällig. Sie äußerte sich in völliger Erschöpfung und in einem ungewöhnlichen Schlafbedürfnis. Es ist richtig, daß eine Fülle von Arbeiten in wenigen Tagen geleistet werden mußte, daß er vom Schreibtisch aufstand, um aufs Pferd zu steigen, daß er vor Sorgen und Arbeit selbst in der Nacht nicht viel zur Erholung kam: in früheren Jahren hatte er das alles leicht und im besten Wohlfühlen ausgehalten; er hatte sich, kam die Ermüdung, schnell ein wenig hingelegt, um nach einer halben Stunde Schlafes völlig frisch und neu gestärkt zu erwachen. Jetzt war sein Schlafbedürfnis unvergleichlich viel größer, und er konnte ihm kaum genügen. Dazu brachte der Schlaf oft nicht die erwartete und erhoffte Erfrischung, die nervöse Elastizität war, wie es schien, dahin. Und wieder hören wir von ganz eigenartigen Zuständen, die der Umgebung als Schlaf imponierten, aber nach der Beschreibung ein Schlaf von ganz besonderer Art gewesen sein müssen. Er wurde am 15. Juni, am Tage vor der Schlacht bei Vigny, von diesem Zustand überrascht und im Reisewagen von ihm derartig übermannt, daß er durch nichts zu erwecken war, und selbst die endlosen, begeisterten Hochrufe einer vorüberziehenden Truppe gar keinen Eindruck auf ihn machten. Er kam dann, von der Müdigkeit überwältigt, abends in Charleroi an, war auch trotz eines langen nächtlichen Schlafes am nächsten Tage sehr ermüdet und vermied jede Anstrengung, um wenigstens in die bevorstehende Schlacht einigermaßen frisch zu gehen. Hätte es sich bei diesem Zustande um gewöhnlichen Schlaf gehandelt, so hätte bei dem eisernen Willen des Kaisers die Ermüdung am nächsten Tage geschwunden sein müssen; sie wird aber ausdrücklich

erwähnt. Napoleon hat sich sogar mit Gewalt von ihr befreien müssen, als er den Beginn der Schlacht nicht länger hinausziehen konnte. Gerade dies Stadium der Erschlaffung nach dem Erwachen, dieses energielose Hindämmern macht den Zustand des vorhergehenden Tages recht verdächtig. Ob nicht auch hier ein durch die maßlosen seelischen Aufregungen hervorgerufener schwerer Nervenschok, eine Art epileptiformen Anfalls stattgefunden hat, wie er regelmäßig mit einem Schlafzustand endigt? Um ihn hervorzurufen und namentlich seine Folgen solange andauern zu lassen, wirkten allerdings noch einige andere Unpäßlichkeiten mit, die Napoleon plagten und sich namentlich zwei Tage darauf, in der Schlacht von Belle-Alliance, recht unangenehm fühlbar machten. Der Kaiser litt schon länger an chronischer Stuhlverhärtung, die sich gerade in diesen Tagen zu einem sehr schmerzhaften und peinlichen Hämorrhoidal-leiden steigerte und sogar die Blase beeinflusste, so daß zeitweise Harnverhaltung eintrat. Er hielt sich am 18. Juni nur mühsam auf dem Pferde, stieg häufig ab, um sich niederzusetzen und zu erholen. Man wirft ihm ja bekanntlich vor, daß er den Verlust der Schlacht selbst verschuldet habe, und zwar aus dreifachen Gründen, erstens habe er den Gegner gegen seine Gewohnheit unterschätzt und schlecht rekonnoßiert, sodann habe er dem am 16. Juni detachierten, als Feldherrn noch nicht erprobten Marschall Brouchy unklare Befehle geschickt und drittens habe er wie ein verzweifelter Spieler alles auf eine Karte gesetzt und den großen vergeblichen Angriff auf die englische Stellung zu einer Zeit unternommen, als die Preußen schon in die Schlacht eingegriffen hatten, und er viel richtiger eine zweckmäßige Verwendung seiner Reserven gegen diese ins Auge hätte fassen müssen. Lesen wir die Berichte von der Schlacht, so fällt auf, wie viele seiner Generale sofort seine Fehler erkannten, aber nicht wagten, ihm ihre Bedenken zu Gehör zu bringen. Es ist kaum anzunehmen, daß er

ihr Meister, allein blind gewesen sei. Vielmehr scheint der Schluß berechtigt, daß seine körperlichen Leiden ihn zum Teil gehindert haben, seine volle Geisteskraft zu entfalten, zum anderen Teile die unerträglichen Schmerzen ihn drängten, schnell ein Ende herbeizuführen. Zu letzterem rechne ich vor allem den gewaltsamen Versuch, mit seiner Garde die englische Linie zu durchbrechen, der eigentlich die Entscheidung zu seinen Ungunsten brachte. Es erscheint plausibel, daß ein Mann, der sich den Tag über nur mühsam aufrecht erhält, der nur mit Schmerzen zu Pferde sitzen kann, zu dem Wunsche getrieben wird, schnell aus der peinlichen Situation herauszukommen, und daß ihn die geminderte Urteilstkraft den Zeitpunkt der Entscheidung falsch wählen ließ. Daß das Ende schließlich gegen ihn selbst ausfiel, das hatte er eben nicht gedacht. Es ist bezeugt, daß er durch die ungünstige Wendung völlig überrascht wurde. Er war, als er seine Garde besiegt sah, zu Tode erschrocken und einige Augenblicke fassungslos. Kurz, alles dies scheint zu beweisen, daß der Napoleon vom 18. Juni 1815 nicht der alte Schlachtenlenker und Schlachtenlenker von ehemals war, daß er vielmehr durch physisches Leiden in seiner Urteils- und Entschlußungskraft an der vollen Entfaltung seiner Fähigkeiten behindert war.

Auch sein unentschlossenes, schwankendes, mit einer so oft bewiesenen Tatkraft im Gegensatz stehendes Wesen nach der Rückkehr nach Paris läßt mit Sicherheit annehmen, daß der Mann des Jahres 1815 körperlich nicht auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit stand, daß körperliche Schäden und Schwächen ihn hinderten, jene Energie, Entschlossenheit und Kaltblütigkeit zu zeigen, die wir sonst an ihm, auch in den schwierigsten Augenblicken so oft bewundern mußten. Er ist nicht mehr der alte, er, der früher seine Augen überall hatte, alles überlegte, bedachte, besorgte, der blitzschnell und kühn seine Entschlüsse faßte und ausführte, dem nichts zu groß und nichts zu klein war, das

er nicht in Rechnung setzte, für seine Pläne benutzte, war in diesen Tagen schwankend und unentschlossen. Bald wollte er den Kampf führen bis aufs Messer, das französische Volk, das ja noch treu an ihm hing, gegen die Verbündeten zu einem Volkskampf aufrufen und einen Guerillakrieg inszenieren, bald wollte er als einfacher General an die Spitze der Heere Frankreichs treten oder als Privatmann still in England leben. Er kam zu keinem männlichen Entschlusse, er war eben fett und schlaff geworden, die Elastizität der jungen Jahre fehlte, die unbeugsame Entschlossenheit, die von sich sagen kann „impavidum ferient ruinae“. Er war innerlich gebrochen, ein fatter, bequemer Mann, der, statt ausschließlich nach vorwärts zu blicken, mit Vorliebe an die zurückgelegten Zeiten, die vollbrachten glorreichen Taten dachte und in ihrer häufigen Besprechung mit seiner Umgebung sich sonnte. Es klang eine schmerzliche, bei ihm ganz ungewohnte Resignation durch alle Gespräche hindurch.

In St. Helena war sein Befinden oft recht wenig befriedigend. Wir finden in dem Tagebuch, das der Graf La Casse mit dankenswerter Treue über die Zeit im Exil geführt hat, oft genug eine Eintragung, daß die Gesundheit des Kaisers nicht die beste gewesen sei. Seine Konstitution erschien durchaus nicht als eine starke, seine Gliedmaßen waren zwar wohl genährt, aber das Fleisch schlaff, bei einer sehr breiten, gut gewölbten Brust hatte er doch für gewöhnlich eine belegte Stimme. Auffällig an seinem Körper erschien dem zufällig bei der Toilette ins Zimmer Tre tenden die glatte, weiche, fast gänzlich haarlose Haut des Körpers. Der Kaiser konnte den Geruch von Farbe nicht ausstehen und Feuchtigkeit nicht vertragen. Am linken Schenkel hatte er eine ziemlich große Narbe, in die man einen Finger hätte stecken können, die Folge eines Bajonettstiches, den er als junger Offizier vor Toulon von einem englischen Soldaten erhalten hatte. Überhaupt ist er mehrfach

verwundet worden, und der Glaube seiner Soldaten, daß er unverwundbar, kugelfest auch im größten Kugelregen gewesen sei, beruhete auf seinem Bemühen, die erlittenen Verwundungen möglichst geheim zu halten, um sich seinen Truppen gegenüber das nötige Relief zu geben. In seiner Verbannung machte er im Schlafzimmer Toilette. Wenn er sich entkleidete, warf er die einzelnen Gegenstände auf die Erde. Er rasierte sich selbst, wobei ihm beide Kammerdiener zur Hand gingen. Er war am Leibe wenig behaart und hatte in seiner Körperfülle etwas, das an die Formen der Frauen erinnerte, worüber er selbst gern scherzte. Er pflegte sich Brust und Arme mit einer Bürste zu reiben, den Rücken mußte ein Kammerdiener bearbeiten. „Reib, als wär ich ein Esel“ rief ihm dann der Kaiser zu und kniff ihn nach seiner Gewohnheit, wenn er gut gelaunt war, ins Ohr. Auffällig war sein geringes Bedürfnis nach körperlicher Bewegung, das sein Beobachter La Casés ausdrücklich mehrfach hervorhebt, von dem er allerdings behauptete, daß es durch die lästigen und kränkenden Maßnahmen des englischen Gouverneurs Hudson Lowe bewirkt worden sei, der durch die kleinliche Auffassung seines Amtes und eine gehässige Auslegung und Ausführung seiner Instruktionen die letzten Jahre des Gefangenen verbitterte. Wir dürfen auch wohl mit Recht annehmen, daß diese Belästigungen in der That den Kaiser veranlaßten, seine Ausfahrten und Spaziergänge aufzugeben, andererseits aber schienen sie Napoleon auch wieder ein nicht ganz unwillkommener Vorwand zu sein, die ihm unangenehmen und unbequemen Bewegungen zu vermeiden. Er war nie ein besonderer Held in körperlichen Leistungen, in den verschiedenen Leibesübungen und den zu seiner Zeit üblichen Sporten gewesen. So bildete er als Tänzer eine recht unglückliche Figur, und recht hübsch wurde von ihm gesagt, daß seine Geradheit, sein ungefümes Wesen bei seinen Bemühungen die Bewegungen des Tanzes zu lernen, ihm

hinderlich waren. Seine Neigungen richteten sich augenscheinlich mehr auf die exakten Wissenschaften als auf die Künste, mehr auf die Geometrie als auf die Rhythmik, er dachte und bewegte sich in geraden Linien, niemals in Kurven. So war er auch früher niemals ein Freund der Jagd an sich gewesen, höchstens betrachtete er sie als eine körperliche Übung und als einen tüchtigen Spazierritt, den er seiner Gesundheit wegen unternahm; er verfolgte daher auch selten die Fährte eines aufgetriebenen Wildes nach der Vorschrift, sondern jagte im Galopp wohin es ihm beliebte, rechts und links in den ersten besten Waldweg hinein³⁹⁾. Oft auch schien er die Jagd völlig vergessen zu haben; er ritt weiter und weiter, ohne zu wissen wohin, ließ sein Pferd aufs Geradewohl fortlaufen und dachte an ganz andere Dinge, als an die zu erlegende Jagdbeute. Durch lange Gewohnheit war er längst ein ausdauernder Reiter geworden, obgleich er niemals gut, fest und schön zu Pferde saß. Er ritt gewöhnlich arabishe Pferde, die man für ihn besonders dressiert hatte. Sie setzten den Trab sehr sanft an, weil er, wenn er im Sattel saß, oft die Zügel gleich wieder fallen ließ und, ohne sie zu halten, fortritt. Viel Vergnügen machte es ihm, steile Abhänge im Galopp hinunter zu jagen, was er bei seinen vortrefflichen und sicheren Pferden weit leichter riskieren konnte als die Herren seines Gefolges, die dann wohl oder übel mit mußten und immer fürchteten Hals und Beine zu brechen. Er ist übrigens mehreremals vom Pferde gefallen, aber man hütete sich, davon zu sprechen, weil ihm das sehr unangenehm gewesen wäre. Die geringste Schwäche, den kleinsten Fehler einzugestehen, war ihm höchst peinlich, er mußte durchaus in allem vollkommen sein. In seinen guten Tagen konnte er es als Reiter mit jedem aufnehmen, ja er leistete so Unglaubliches, daß es ihm nicht so leicht jemand, auch ein ganz kräftiger Mann, nachmachen konnte: der Ritt von Valladolid nach Burgos mit verhängtem

Zügel — 35 spanische Meilen in 5½ Stunden, also mehr als 7 Meilen in der Stunde — ist berühmt geworden, und nicht weniger berühmt ist der Ritt von Wien nach Semmering — 18—20 Meilen —, der Kaiser legte ihn in einer Tour zurück, frühstückte und kehrte gleich wieder um.

Desgleichen hatte er, wie Frau von Rémusat erzählt, wenig Geschick zum Kutschieren und brachte seine Umgebung sogar zuweilen in Gefahr. So wollte er einmal in St. Cloud vierspännig fahren, obwohl ihm Duroc ehrerbietig vorstellte, daß es nicht leicht sei, und man darauf eingeübt sein müsse. Er ließ sich nicht beirren, gab Befehl einen Jagdwagen mit 4 Pferden zu bespannen und lud die Kaiserin und zwei Hofdamen ein, mit ihm spazieren zu fahren. Er selbst wollte kutschieren. Die Kaiserin fürchtete sich sehr, ließ sich aber nichts merken, und im Anfang im Schloßhof ging alles ganz gut, aber beim Passieren eines Gittertores wendete der Kaiser zu kurz und stieß mit dem Hinterrad an einen großen Stein; die Pferde wurden scheu, gingen durch und in der nächsten Minute lag der Wagen mit der ganzen hohen Gesellschaft im Graben. Es hätte ein großes Unglück werden können, aber mehrere Lakaien, denen man im Stillen einen Wink gegeben hatte, waren hinterher gelaufen und brachten die Pferde zum Stehen. Alle waren mit dem Schrecken davongekommen, nur der Kaiser hatte sich die Hand verstaucht, woran er drei Wochen laborierte. Von der Lust, selbst zu kutschieren, war er aber dadurch gründlich geheilt worden und wenn die Rede darauf kam, so sagte er lachend, jedes Metier, auch wenn es noch so leicht sei, müsse gelernt sein, und jeder Schuster müsse bei seinen Leisten bleiben.

III.

Napoleon, der Meister aller.

Die Geschäfte nahmen sein ganzes Sinnen und Trachten ein, durch nichts ließ er sich dauernd von ihnen abbringen, selbst seinen Vergnügungen, seinen Erholungen gönnte er nur den kleinsten Raum. Niemals ist eine Leidenschaft oder eine Person Herr über ihn geworden und wenn es eine zeitlang schien, daß er für die Frauen mehr Zeit übrig hätte als nötig war, so haben doch die Geschäfte darunter nicht gelitten und er hatte vollkommen recht, wenn er später stolz von sich sagte: „je n'aime pas beaucoup les femmes, ni le jeu, enfin rien: Je suis tout à faits un être politique“ und einer seiner Gegner sagte halb ärgerlich, halb bewundernd von ihm: „Dieser verheulste Kerl führt die ganze Welt am Narrenseil, selbst bei seinen Leidenschaften kann man ihn nicht fassen, denn er weiß immer durch einige Hintertüren zu ent schlüpfen“.

Im Dienst war er seinen Offizieren gegenüber herb, kalt, streng, ja abstoßend, aber von unbeugsamer Gerechtigkeit. Wenn er als General zwar stolz und ehrgeizig, aber doch einfach und mäßig in seinen Ansprüchen war, sich scheu zurückhielt und sich seiner ungewissen Zukunft wegen überall Freunde zu erwerben trachtete, so wurde er als Kaiser mit jedem Tage herrschsüchtiger und hochmütiger. Je mehr Unterwürfigkeit und abgöttische Verehrung ihm zu Füßen gelegt wurden, desto mehr und desto ungestümer

schien er sie zu fordern. Seine Umgebung hatte oft schwer unter seinen Schroffheiten und Rücksichtslosigkeiten zu leiden. Manch ein Aufrechter konnte über ein ihm widerfahrenes Unrecht nicht hinwegkommen und verließ lieber seine Dienste, als daß er seine Demütigungen ertrug. Gegen Feinde oder gegen die, von denen er keinen Vorteil zu erwarten hatte, bewies er eine Rücksichtslosigkeit, Härte und Kälte, die an Grausamkeit streifte. Wer gegen ihn war oder keine Macht hatte, war für ihn erledigt, war kein Faktor mehr in seinen Rechnungen. Dem gegenüber ließ er schonungslos alle Rücksichtnahmen, auch die auf die Menschlichkeit, fallen. Es war dann ganz gleich, um was, um wen es sich handelte, ob er Traditionen und Gefühle, Gesetze der Gesellschaft oder der Moral verletzte. Bei ihm existierte nur ein Gesetz, drehte sich alles um die eine einzige Frage: Er stellte mit Bewußtsein und Konsequenz jederzeit seine eigene Person in den Mittelpunkt seines Interesses und alle seine Maßnahmen suchten nur seinen eigenen Vorteil zu wahren. Sein Verhalten vor allem gegen die Könige von Preußen und Spanien ist ein Beweis für diese Worte. In der rücksichtslosesten Weise gab er im Oktober 1806 seiner Verstimmlung gegen Friedrich Wilhelm Ausdruck, den er an die Möglichkeit seiner Thronentsetzung erinnerte und zugleich hinzufügte, daß er den preußischen Adel so klein machen würde, daß er noch gezwungen sei, um sein Brot zu betteln. In sein Verhalten gegen den unglücklichen König mischte sich nach der Zusammenkunft in Tilsit noch eine ganze Portion Verachtung und Geringschätzung, die schlimmer verletzte und tiefer demütigte als die gehässigste Schroffheit. Nur dem Zaren zuliebe, so legte er in dem Friedensinstrument fest, wurde dem preußischen Monarchen der kleinere Teil seiner Lande belassen; noch niemals hatte bis dahin ein Sieger einem tapferen und stolzen, aber unglücklichen Volke gegenüber eine so schlimme, verletzende und häßliche, aber auch so gefährliche Formel

für die Feststellung seiner völligen Niederlage gefunden. Dieser bis dahin unerhörte Schimpf ist ihm von den Preußen niemals vergessen worden, und daß gerade die von ihm so gründlich verachteten, so geringschäßig behandelten Preußen die Hauptträger des Vergeltungsgedankens werden würden, hat er in seiner egoistischen Verblendung niemals für möglich gehalten. In gleicher Weise kehrte er seinen despotischen Charakter überall im privaten Leben, selbst gegen Josephine, der er sonst immer die größte Nachsicht und Milde zeigte, hervor, so z. B. wenn sie ihm nur zu berechnete Vorhaltungen wegen seiner Untreue gegen sie machte. Auch hier zeigte er eine Geringschätzung, die seinen Despotismus erst so verletzend machte. Er konnte, wie er dann zynisch sagte, nicht begreifen, daß sie sich um seine Verhältnisse kümmere und ihm seine Unabhängigkeit und Freiheit nicht gönne; er wollte tun und lassen können, was ihm beliebte, und Gesetze der Moral existierten für ihn, der über den Gesetzen stände, nicht. Dann kam es oft zu den heftigsten Ausstritten zwischen beiden. Josephine weinte, flehte und bat, er tobte, erging sich in den härtesten und rücksichtslosesten Ausdrücken und ließ sich manchmal fast zu Tätlichkeiten hinreißen. Und dabei liebte er die Frau, die er so mit den bittersten Worten beleidigte, augenscheinlich wirklich und überschüttete sie später mit Liebkosungen ohne Zahl und ohne Maßen. Bonaparte teilte lange Zeit noch als Konsul mit ihr das gleiche Schlafzimmer, und diese aus ihrer ersten Ehezeit in die Tage des Glanzes mit herübergenommene gut bürgerliche Gewohnheit wurde für ihn von Tag zu Tag mehr eine lästige Fessel, von der er sich befreien wollte. Er wußte, daß Josephine alle seine Schritte überwachen und die heimlichen, nächtlichen Besuche, die seine Freundinnen ihm machten, auspionieren ließ. Er wollte frei sein und wies daher auf seine Überbürdung und Arbeitslast hin, die ihn an sein Arbeitszimmer fesselten und ihn hinderten,

auf das Schlafbedürfnis Josephinens die gebührende Rücksicht zu nehmen.

Er wurde aber von ihr richtig verstanden, und daher wehrte sie sich mit allen Mitteln, die ihre weibliche List und Klugheit eingaben, gegen seine Pläne. Im Laufe der Zeit wurde sie natürlich immer nervöser, und je klarer es wurde, daß er sich auch auf die Dauer von ihr trennen würde, wenn sie ihm nicht den ersehnten Erben schenkte, desto verzweifelter wurden ihre Anstrengungen ihn festzuhalten. Sie versuchte dazu alle möglichen Mittel und war sogar bereit zu einem politischen Betrug mit einer fingierten Schwangerschaft. Es sollte ein von Napoleon mit einer anderen Frau gezeugter Sohn untergeschoben werden, und nur die Gewissenhaftigkeit von Corvisart, dem kaiserlichen Leibarzte, vereitelte diesen auch von Napoleon gewünschten Betrug. Im übrigen aber war Josephine ganz sicher die richtige Frau für den Kaiser. Alle seine zahlreichen illegitimen Liebschaften beschäftigten ihn nur kurze Zeit und so wie seine Sinne befriedigt waren, beendigte er solch ein Verhältnis oft mit einem Zerwürfnis, oft genug nicht ohne in gröblichster Weise die nötige Diskretion zu verletzen. Er erzählte dann seinen Vertrauten allerlei pikante Details und stellte damit oft die Damen in empörender Weise bloß. Er hatte eben auch in diesem Punkte seine besonderen Ansichten. In anderen Fällen wiederum steht es fest, daß er Frauen, denen er einmal seine Liebe oder auch nur seine vorübergehende Gunst geschenkt hatte, niemals vergaß, und gerieten sie in Not und wandten sie sich an ihn um Hilfe, aufs Freigebigste unterstützte und gegen alle Zwischenfälle des Lebens sicher stellte.

Er verlangte viel, und wenn er auf Reisen ging, dann mußten an jeder Etappe seine Offiziere bereitstehen, die Wagenfür aufreißen und ihn empfangen. Ruhig und sicher ging dann der kleine Mann¹⁷⁾ im einfachen grauen

Mantel durch die spaltbildenden Diener über die Treppen und durch die erleuchteten Säle in seine Gemächer, um sich von seinem Kammerdiener entkleiden zu lassen und ein Bad zu nehmen, das er fast heiß vertragen konnte und liebte. So einfach und schlicht er aussah, so ausgesucht und von der allerbesten Beschaffenheit waren die Dinge, die mit seiner Person zusammenkamen, und alles geschah mit der größten Pünktlichkeit und war im großen Stile hergerichtet. Er war nicht bloß im Großen in Ländern und Staaten der Organisator und Ordner, er hielt auch sein eigenes Haus in Ordnung und sah auf eine vernünftige Verwaltung seines Hofes. Wohin er kam, sah sein Auge die Fehler und Schäden, kümmerte er sich um die Güter des Staates und sorgte für ihre Verbesserung. Seinen verdienten Generalen gab er Belohnungen größten Stils, aber für Günstlinge und Hofschranzen, noch weniger für Weiber, die sich in seine Geschäfte mischen wollten, war er nicht zu haben. Für Manneskraft und Mannesmut, vom Marschall bis zum Tambour herab, hatte er stets Dank und Anerkennung. Die Herzog- und Fürstentitel, die er seinen Marschällen verlieh, hatten einen sehr realen Hintergrund, da mit ihnen beträchtliche Einnahmen verbunden waren. So hatte Davoust durch sie eine jährliche Einnahme von 1800000 Franken. Immer aber behielt er ein Auge auf sie und ihre Lebensführung. Er wollte, daß aus ihnen ein neuer Adel in der neuen durch die Revolution und ihn gebildeten Gesellschaft entstehen sollte und daher sah er darauf, daß sie würdig und glänzend auftraten. Verschwendung und Unordnung aber haßte er, und der Herzog von Abrantes, der die ihm gespendeten Millionen sinnlos vergeudete, zog sich deswegen trotz seiner Jugendfreundschaft schließlich seine völlige Unnade zu. Wie er selber in seinem Hause auf Ordnung, geregelte Finanzen und einen gleichmäßigen Geschäftsgang sah, so verlangte er das Gleiche von seinen Generalen und Beamten. Nichts konnte ihn so verdrießen,

als wenn er bei Personen seiner nächsten Umgebung Unregelmäßigkeiten, Niederlichkeit und Bummerei bemerkte. Die ärgsten Ausstritte mit der armen Josephine, die ihre Finanzen trotz seiner Generosität niemals in Ordnung halten konnte, und zu den bedenklichsten Mitteln griff, um ihre nie endenden Schulden zu bezahlen, fanden statt, wenn er mal wieder von ihr oder anderen Rechnungen präsentiert erhielt, die sie nicht bezahlen konnte. Dann konnte er fürchterlich werden, und solch eine Szene endete niemals ohne eine Flut von Tränen und ohne die heiligsten Versprechungen von seiten der Kaiserin, sich zu bessern. Aber niemals war es ihr möglich, diese Versprechungen zu halten, sie ist in all ihrem Luxus nicht aus den Schulden herausgekommen. Sie konnte nicht nein sagen, weder wenn sie jemand anbettelte, noch wenn ein schlauer Diebsknecht ihr schöne Kostüme und Pretiosen zum Kaufe anbot. Ihr schwaches, warmes Herz ließ sie in solchen Augenblicken selbst die Furcht vor ihm, den Szenen mit ihm vergessen und trug den Sieg über ihren armen Verstand davon.

Vor allem aber kam es dem Kaiser darauf an, daß das Dekorum gewahrt werde, daß die von ihm dazu Berufenen die nötige Repräsentation leisteten, seinem Hause und Hofe, dem jungen Kaisertum den nötigen Glanz und die nötige Herrlichkeit verliehen und derjenige, der dies in wahrhaft vornehmer Weise verstand, hatte seine besondere Gunst, verdiente sich seine besondere Erkenntlichkeit, und wo es da fehlte, da half er mit Mahnungen, Drohungen, Strafen nach, aber auch, wenn es Not tat, mit den nötigen materiellen Mitteln. So lebte Berthier, sein täglicher Umgang, der Mann, den er als seinen Generalstabschef seines vertrautesten Verkehrs würdigte, seit Jahren mit einer Italienerin zusammen und fand sich dabei glücklich und zufrieden. Aber sein Herr hielt dies Verhältnis, als er nun Fürst von Neuchâtel und Wagram geworden war, nicht mehr für schicklich und veranlaßte, so energisch sich Berthier

auch dagegen wehrte, die Lösung dieses Verhältnisses und seine Verheiratung mit einer bayerischen Prinzessin, die ihren Mann in der Ehe aber leider nicht glücklich gemacht hat. Daß er so viel auf die Repräsentation, aber auch auf geordnete bürgerliche Verhältnisse hielt, daß er mit fast krankhafter Zähigkeit namentlich die Mitglieder der alten Adelsgeschlechter, besonders die aus dem hohen Adel und die an dem alten königlichen Hofe verkehrt hatten, für sich und seine Dienste zu gewinnen suchte, war wohl richtig von ihm. Er wußte eben, daß nur der, der seine eigenen Verhältnisse in Ordnung zu halten imstande war, das Vertrauen zu einem öffentlichen Amte verdiente und er wußte auch, was seinem parvenumäßigen Hofe abging und daß dieses Manko oft genug den Spott seiner Zeitgenossen, namentlich seiner bis zuletzt von ihm so heiß umworbenen Pariser erregte. Dieser Spott konnte für ihn und die von ihm gegründete Dynastie gefährlich werden: Spott tötet nirgends sicherer als gerade in Frankreich.

In der Behandlung des Geldes¹⁷⁾ stand er einzig da. Es hat wohl nicht leicht einen Menschen gegeben, der das Geld mit solcher Gleichgültigkeit behandelte und es zugleich so wohl berechnet anwandte wie er. Mit angeblicher Verschwendung auf der einen und kalter Genauigkeit auf der anderen Seite. Er hatte seine eigenen Ideen und war darin ebenso schwierig für Finanzleute und Börsianer wie für seine Minister. Er fand Fehler in Rechnungen schnell und sicher, die hundertmal vorher von Sachleuten auf ihre Richtigkeit geprüft worden waren. So sagte er eines Tages zu seinem Minister, daß sich in einer Rechnung des Hauses Séguin über Lieferungen an die Armee ein Rechenfehler von über 2 Millionen Franks befinde, und eine genaue Prüfung ergab die Richtigkeit dieser Angabe. Ein andermal ging er die Rechnung für ein Infanterieregiment durch und wies auf einen größeren Posten hin, der für einen Aufenthalt des Regiments in Paris in

Rechnung gestellt worden war. Er behauptete mit Bestimmtheit, daß weder das Regiment, noch ein Teil davon je in Paris gewesen sei. Der Kaiser hatte, wie die Untersuchung ergab, Recht. „Es kann mir begegnen, Schlachten zu verlieren, aber niemand soll an mir die Erfahrung machen, daß ich aus übermäßigem Vertrauen oder Trägheit Minuten verliere“ sagte er einmal. Sein ganzes Leben ist ein Beweis für die Richtigkeit dieser Worte; es ging in unaufhörlicher Arbeit auf, und der bekannte polnische Minister des Zaren, Czartoryski, nannte ihn den einzigen Mann Europas, der den Wert der Zeit kannte. Es kann, wie Kielland in seinem temperamentvollen, mit so viel Liebe geschriebenen Buche mit Recht sagt, unmöglich alles Schmeichelei gewesen sein, wenn alle großen Männer, welchem Fache sie auch angehörten, Franzosen wie Ausländer, einstimmig ihr Erstaunen und ihre Bewunderung darüber aussprachen, über welche Kenntnisse er verfügte, mit welcher durchdringender Klarheit er über alles reden konnte. Gelehrte und verständige Leute brauchten sich ihm gegenüber nicht auf Bücklinge und Phrasen zu beschränken, wie anderen Fürsten gegenüber, die nichts anderes wissen als das, was ihnen für jede Audienz eingepaukt ist. Wenn Napoleon einen unbedeutenden Eindruck gemacht hätte, so hätte es keiner zu verheimlichen brauchen, denn er hatte genug heimliche und offene Feinde und Neider, die jede abgünstige Rede über ihn gern gehört hätten. Er zwang sie eben alle, diesen klaren Kopf, der für alles Raum zu haben schien, zu bewundern.

Sein Verhalten gegen seine Verwandten, seine Generale und Beamte war von vorbildlicher, zuverlässiger Treue. Einen geleisteten Dienst vergaß er nie, seine Belohnungen waren fürstlich, aber stets gerecht. An seiner Mutter und seinen Geschwistern hing er mit seltener Liebe. Trotz aller Schwierigkeiten, die ihm der harte, stolze Sinn der Bonapartes einerseits und ihre wenig würdige Aufführung

andererseits machten, vergaß er alle Kränkungen bald wieder und überhäufte sie mit Geld, Reichtum und Ehren, soviel ihm nur zu Gebote standen. Er wollte aus seiner Familie ein Fürstengeschlecht bilden, gleich den alten legitimen Geschlechtern, mit den Brüdern auf den Thronen der Nachbarreiche. Leider waren seine Geschwister aus einem dazu wenig geeigneten Stoffe gemacht; sie waren alle verschwenderisch und lasterhaft, dabei sämtlich von vortheilhaftem Äußeren, Männer und Frauen waren schöne Erscheinungen, zum Teil sogar von so erlesener Schönheit, daß sie Künstlern als Modell zu unsterblichen Werken dienten. Pauline war sicher eine der berühmtesten Schönheiten ihrer Zeit. Allen gemeinsam war das feine, klassische, scharf geschnittene Profil und der frische Mund. Gemeinsam war auch allen die Lebenslust und der Reichtum, die „unbegrenzte Unfugend“ der Liebe und eine starke, unverwundliche Gesundheit, die sie die Strapazen ihrer Lebenslust leicht ertragen ließ¹⁷⁾. Das französische Kaiserreich sollte das Mutterhaus für alle übrigen Regentenfamilien werden; er wollte jeden Monarchen zwingen, sich in Paris einen großen Palast zu bauen, den er von Zeit zu Zeit bewohnen sollte, und, wenn dann ein französischer Kaiser gekrönt wurde, dann sollten sie alle zugegen sein, um den Glanz der imposanten Zeremonie zu erhöhen. Die Treue, die er von den Seinen verlangte, hielt er ihnen auch, und seine größte Enttäuschung, der größte Kummer seines Lebens war wohl, daß unter den Verrätern, die ihn in Tagen des Unglücks verließen, in erster Linie seine jüngste Schwester und ihr Mann, Murat, der König von Neapel, sich befanden. Diesen Verrat hat er ebensowenig vergessen können und wollen, wie den des Marshalls Marmont, der gleich Junot und Vannes zu seinen intimsten Jugendfreunden gehörte, der mit ihm und durch ihn in die höchsten Kommandostellen avancierte, aber bei der ersten Gelegenheit, nach der Schlacht vor den Toren von Paris, alles, Freundschaft

und Dankbarkeit und Ehre, vergaß, sich und sein Heer den Verbündeten auslieferte und damit dem tapfer ringenden, noch neue, große Pläne schmiedenden Kaiser den Todesstoß versetzte. In Elba sowohl wie in St. Helena wurde Napoleon jedesmal bitter, wenn Marmonts Name genannt wurde, und wenn er auf die zu sprechen kam, die ihn verdorben hätten, so nannte er Marmont stets an erster Stelle. Und doch wußte er vorher schon genau, was er von dem Charakter gerade dieses Marschalls zu erwarten hatte. In seinen Erinnerungen erzählt dieser nämlich selbst mit der größten Nativität eine wunderbare Szene aus dem Jahre 1813, als die Rede auf den Abzug der sächsischen Truppen in der Schlacht bei Leipzig gekommen war. Der Kaiser sagte zu ihm: „Wenn z. B. der Feind Frankreich erobert hätte und auf den Höhen von Montmatre stände, und Sie vielleicht mit Recht glaubten, daß das Wohl des Landes es erforderte, daß Sie mich verließen, so könnten Sie, wenn Sie es täten, wohl ein guter Franzose, ein tapferer Mann und ein gewissenhafter Pflichtmensch sein, aber nicht ein Mann von Ehre“. Die feine Unterscheidung zwischen einem „gewissenhaften Pflichtmenschen“ und einem „Mann von Ehre“ und die Prophetengabe dieses Wortes, lassen den Menschenkenner und Menschheitsbewerter erkennen und bewundern. Um so verblüffender wirkt die Kaltblütigkeit des Memoirenschreibers, der, als nach Jahresfrist das alles fast genau so eintraf, zu dem Berichte einfach hinzufügte: „An diese Worte mußte ich später bei Essonne denken“.

Wer ihm dagegen die Treue hielt — die Treue war in seinen Augen die vornehmste aller Tugenden — dem war er zu allen Zeiten ein gütiger Herr und ein zuverlässiger Freund. So hatte er für Bertrand, der in den Tagen des Unglücks ihn begleitete und das Exil mit ihm teilte, auch in seinen wenig lebenswürdigen Stimmungen, denen er bei seinem nervösen Charakter sehr oft unterworfen war,

stets ein freundliches Wort, wodurch er dessen Sinebung für ihn immer neue Nahrung zuführte. Als sie einmal auf dem „Bellerophon“ in einem hitzigen Streit über einen unbedeutenden Gegenstand geraten waren, über den ihre Meinungen weit auseinander gingen, erwiderte Bertrand auf eine im gebieterischen Tone ausgesprochene Behauptung Napoleons verdrücklich: „Wenn Sie mir in dieser Weise entgentreten, dann ist jede Beweisführung überflüssig“. Weit entfernt davon, diese spitze Bemerkung übel zu machen, suchte der Kaiser vielmehr den reizbaren Mann mit gütigen Worten zu beruhigen und wußte ihn auch bald wieder in gute Laune zu versetzen: ein deutliches Beispiel für seine Nachsicht gegen die, die er wirklich liebte. Dagegen sagte er streng: „Man soll nie sein Wort brechen: ich verachte Verräter“.

Napoleon kannte seine Generale genau; er wußte, was er von einem jeden zu halten hatte und suchte sie, denen er unerfüllliche Sabgier stets zum Vorwurf machte, durch immer größere Freigebigkeit dauernd an sich zu fesseln. Oft genug sprach er von ihnen in wegwerfendem Tone, und ließ sich der eine oder der andere von ihnen mal einfallen, ihn an die frühere Kriegskameradschaft zu erinnern, dann kehrte er sofort den Kaiser heraus und wies ihn in seine Schranken zurück. Und alle diese stolzen und tapferen Männer, die dem Tod tausendfach ins Auge gesehen hatten und vor niemand Furcht zu haben angaben, ihm gegenüber waren sie klein, vor seinen Blicken zitterten sie. Sie kreiften um ihn wie die Planeten um die Sonne, von der sie ihren Glanz erhalten, und Napoleon war wirklich die alles befruchtende, alles erleuchtende Sonne. Er überragte sie, die doch alle bedeutende militärische Verdienste hatten, ohne Ausnahme und ließ diese Überlegenheit jederzeit klar zutage treten. Er benutzte jeden, den er gebrauchen konnte, er verstand aller Vorzüge geschickt zu entdecken, richtig anzuwenden und benutzte auch ihre Schwächen, um ihrer

Herr zu werden. Er war kein Sittenrichter, er freute sich vielmehr, sah er an seinen Leuten Schwächen und Fehler. Weder Talleyrand noch Fouché, deren Charaktere ihm ganz genau bekannt waren, und von denen er wußte, daß sie nur solange zu ihm halten würden, als es ihr Vorteil erheischte, gab er auf; er konnte sie gebrauchen, sie waren ihm nützlich und alle Warnungen vor ihnen schlug er in den Wind mit der richtigen Einwendung, daß sie durch ihn reich geworden seien und ihn daher niemals verlassen würden, solange er ihnen noch weiter Reichthümer und Ehrensellen zu geben imstande sei. „Ich nahm“, sagte er in St. Helena, „die meisten meiner Generale aus der Hefe des Volkes. Wo immer ich Fähigkeiten, Talente und Mut fand kargte ich nicht mit Belohnungen. Mein Prinzip war: freie Bahn für das Talent! Ich fragte nach keinem Wappenschild.“

„Bedenken Sie, daß mich das Glück und der Kriegsgott begleiten!“ Mit diesen Worten suchte Napoleon, als er an sich an jenem ewig denkwürdigen 18. Brumaire anschickte, die Herrschaft über Frankreich anzutreten, seinen Anhängern im Rate der Alten wieder Mut einzusößen. Der Glaube an seinen Stern beherrschte ihn damals ebenso wie in den Tagen des Glückes, aber niemals gab er diesem Glauben einen so zuversichtlichen Ausdruck als jetzt und in jener Stunde, in der er von der Insel Elba kam und in Frankreich, dem Lande seiner ewigen Sehnsucht, gelandet war. „Mein Adler wird von Kirchturm zu Kirchturm fliegen, bis er sich endlich auf der Spitze von Notre-Dame niederläßt.“ Er war stets ein großer Schauspieler, der auf sein Publikum zu wirken wußte und der seines Eindrucks um gewisser sein konnte, je mehr er es bei dem Bedürfnis nach Glorie und dem in den Franzosen lebenden aktiven kriegerischen Sinne packte — aber er war im Innersten auch von der Bedeutung seiner großen weltgeschichtlichen Mission fest überzeugt, und daher geben diese Worte so recht seinem

Glauben an seine Zukunft Ausdruck. Er war ein genialer Mathematiker, im Grunde waren ihm alle Abstraktionen, die Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit, ganz und gar gleichgültig. Über niemand hat er mehr gespottet, niemand mehr gehaßt, als die Ideologen, er der Latenmensch, der sich im Grunde nichts aus Lügen, Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Verrätereien machte. Sein Nationalgefühl war eigentlich das natürliche, rein egoistische Bewußtsein, daß er der größte Sohn der größten Nation sei und daß das, was er den anderen Nationen brächte, das beste sei, das jemand bekommen könnte, weil es französisch wäre. Er kannte keine Vaterlandsliebe außer seiner Person und über sie hinaus. „Man sucht die Revolution zu vernichten, indem man meine Person angreift, ich will sie verteidigen, denn ich bin die Revolution“ — ein keckes Wort, daß seine innere objektive Wahrheit trotz der subjektiven Unwahrhaftigkeit, mit der es gesprochen wurde, nicht verliert. In seinem umfassenden Gehirn waren alle Elemente höchster Moral, sicherster Weisheit und vollkommener Tugendhaftigkeit in dem Maße geordnet, daß er ohne Schädigung Weisheit, Moral und Tugend vergessen konnte, wenn es ihm so in seine Pläne paßte. Von keinem Ideal beherrscht, fand er in sich die unerklärliche Kraft, die anderen nur in solchen Augenblicken verstehen ist, wo sie sich ihrem erhabensten Ideal opfern. Er zog wie ein Magnet die Besten und Wertvollsten seiner Zeit an sich. Er, der anfangs einen Hof nur von Generalen und Adjutanten gehabt hatte, fesselte so alle Gesellschaftskreise an sich, und da er in hohem Maße das Talent hatte, jeden Menschen nach seinen besonderen Fähigkeiten und Eigenschaften genau zu erkennen, stellte er ihn stets dahin, wo er ihm am nützlichsten werden konnte. Es war etwas steif und kalt um ihn, es wehte die kalte eisige Höhenluft einsam ragender Berggipfel an seinem Hofe und in seinem Hause, aber er wollte es so haben und er hatte damit wahrscheinlich Recht. Die Leute seiner Umgebung

waren zumeist mit ihm aus unbekannten, niedern Kreisen emporgestiegen, und da war es für ihn nötig, daß er auf Abstand hielt, um die Majestät seiner Stellung zu wahren. Darum war er auch seinen Jugendgefährten stets mehr ein freundlich gesinnter Herr und Gebieter, denn ein guter Kamerad, und als einmal seine Schwestern ihn wieder mit Ansprüchen quälten, die weit über das ihnen zustehende Maß hinausgingen, da gab er ihnen die pikante, von der richtigen Erkenntnis seiner selbst und seiner Lage zeugende Antwort: „Nach Ihren Reden und Präensionen, meine Damen, sollte man wirklich meinen, ich hätte die Krone von unserem Herrn Vater, dem hochseligen König, geerbt“. Sein Selbstgefühl war ebenso groß wie seine Selbstkenntnis. So — er erzählte es selber — verlor er allen Respekt vor seinem schwachen unglücklichen König, als er vernahm, daß er sich die rote Jakobinermütze aufgesetzt habe, um dem Volke zu willen zu sein, aber er fügte mit blühendem Auge hinzu, daß er an jenem Tage ihn mit allen Mitteln verteidigt haben würde, denn die Machthaber jener Zeit seien ihm verhaßt gewesen, und Leute in Kitteln und Sacken hätten Männer, die Uniform trugen, angegriffen. Er wußte sich auch in den schwersten Tagen geschickt und umsichtig zu benehmen und damals, als er von Ägypten zurückkehrte, da machte er dem einen Versprechungen, dem anderen gab er gute Ratschläge, den dritten kettete er durch freundschaftliche Gefühle an sich. Die Royalisten sowohl wie die Gemäßigten, als auch die Jakobiner, sie hofften alle auf ihn, ihnen allen war er der Mann der Zukunft und die Hoffnung für ihre Pläne. Er verdarb es mit keinem, hielt es mit allen und hielt alle hin; er hatte seine eigenen Pläne, von denen er niemand sagte, ging seine eigenen Wege, auf den ihn niemand begleiten durfte. Dem Volke, dem er schon damals als der Helfer aus großer Not erscheinen wollte, zeigte er sich wenig. Er wartete in Stille und Geduld auf seine Stunde. Die mußte kommen. Und

sie kam. Dann aber, als sie da war, da griff er zu, schnell und energisch, fest und ohne Bedenken. Was er wollte, glückte, denn immer noch ist das Glück bei den Mutigen, Klugen und Starken. Er trat an die Spitze der Geschäfte. Ein Mann, jung von Jahren, aber fertig und entschlossen, nicht bloß Herrscher zu heißen, sondern Herrscher zu sein. „Seht hat Frankreich einen Herrn, der alles weiß, alles kann und alles will,“ sagte schon nach der ersten Sitzung einer seiner Mitkonsuln von ihm. Er war der Herr, weil er es sein mußte. Darum setzte er sich auch sofort, ohne zu fragen, bei der ersten Sitzung, die die gewählten drei Konsuln hatten, auf den Präsidentenplatz und nahm aus eigener Machtvollkommenheit damit die Geschäfte in die Hand. Niemand widersprach. Ihm, dem Jüngling, beugten sich alle. Und er nahm das hin als etwas ganz Selbstverständliches. Ein Zweifel an seiner Mission kam weder ihm noch seinen Leuten. Wer seinen Glauben an seinen Stern teilte, in seinem Geschicke die Erfüllung des eigenen erblickte, und daher beider Schicksal vereinigte, der war sein Mann, und seiner Frau schrieb er im Januar 1807 die bezeichnenden Worte: „— ich fühle mich erniedrigt, zu denken, daß meine Frau meinem Geschick mißtrauen könnte.“ So hoch sein Glück ihn trug, weit über Menschenerwartung und Gedanken hinaus, niemals je vergaß er so einen, er kannte sie alle, die je mit ihm zusammengekommen waren und allen stößte er das Gefühl ein, daß jeder einzelne ihm bekannt war, daß er von ihnen Bescheid wußte, ihre Taten kannte, ihre Auszeichnungen, daß er von ihren Wunden, ihren großen und kleinen Leiden wußte. Tausende seiner Grenadiere fielen, und immer andere traten an ihre Stelle. Im Laufe der Jahre erneuerte sich die Armee¹⁷⁾, aber in dem Augenblicke, da die jungen Rekruten zum ersten Male sein Alderblick getroffen hatte, verschmolzen sie mit den algedienten Grenadieren in einer unerlöschlichen Liebe zu dem einen Manne, dessen Name

ihrer aller Lebensinhalt wurde und für den zu sterben sie jederzeit bereit standen. Für einen Blick von ihm, für ein Wort des Erinnerns, eines kurzen, karges Lob, waren sie glücklich für lange Zeit und wenn er an einem Regiment, das er besonders ehren wollte, mit seinen ehern-ruhigen, marmorkalten Zügen entlang ritt, jeden streng und kalt musternd, den einen oder anderen ihm Bekannten kurz grüßend, dann ahnten sie, daß ihr Schicksal in der Person des kleinen Mannes im grauen Mantel an ihnen vorbeizog, und die Erinnerung an diese kurzen Augenblicke blieb ihnen ihr ganzes Leben lang der wertvollste Besitz.

Und er verdiente dies grenzenlose Vertrauen seiner Soldaten vollauf. Wo er war, da war das Glück. Aber auch in den Tagen, da ihn das Glück verlassen hatte, in dem schrecklichen Winter 1814, zeigte er eine Größe und Stärke, wie nicht in seinen sonnigsten Zeiten. Nie war er größer, und seine Grenadiere folgten ihm, wie sie wußten, freudig in den Tod. Sein Verhältnis zu jedem einzelnen im Heere schien ein persönliches zu sein, und sein Verdienst allein ist es gewesen, daß dies so war. Er wollte begeisterte, selbständige, selbstbewußte Krieger haben, keine gedrückten Parademaschinen. Er impfte ihnen die Ideen ein, die ihn beherrschten, und erzog sie, dafür zu kämpfen und zu sterben. Jeder einzelne in seiner Armee war eine Persönlichkeit, zu einer solchen gemacht, sich dessen bewußt und darauf stolz. Sie gingen daher mit einer beispiellosen Begeisterung in die Schlacht, sie fochten in schmiegsamen Tirailleurketten, jeder wußte, was er zu tun hatte, jeder stand seinen Mann, auch in der Gefahr und in der Überraschung. Die feindlichen Heere, die nach alter Methode in geformten Bataillonen nach veralteten Manövrierregeln kämpften und willenlose und seelenlose Werkzeuge in der Hand ihrer Offiziere waren, konnten es mit diesen fanatischen, mit einem letzten *vive l'empereur* auf den Lippen sterbenden Truppen natürlich nicht aufnehmen. Wie ein Vater sorgte

der Kaiser für sie. Sahrelang vorher bedachte er, was er für einen ins Auge gefaßten Feldzug nötig hatte und schaffte alles an. Kein Stiefel wurde vergessen, der letzte Nagel besorgt und wenn die Stunde gekommen war, dann fehlte nichts. Als er in Preußen eingebrochen war, da sah er, daß sein größter Kampf der mit dem russischen Saren sein würde, den er als einzigen ebenbürtigen Gegner betrachtete, und er sorgte schon damals, daß seine Heere dermaleinst die richtigen Wege von Frankreich nach Rußland finden. Er ließ alle Straßen, die in Betracht kamen, mit den schnell wachsenden Pappelbäumen, die aus Italien kamen und zu der Zeit in Deutschland unbekannt waren, bepflanzen und gab im Jahre 1812, als der Marsch nach dem Osten begann, den einfachen Befehl, alle Wege zu marschieren, die von diesen Baumreihen eingesäumt waren. Ein Irrtum war nicht möglich, da der fremde Baum auffällig genug war und so kamen die riesigen Truppenmassen schnell und ohne große Verwirrung an ihr Ziel. Den Troß der alten Heere schaffte er ab. Es mußte der Krieg den Krieg ernähren und er requirierte, was er brauchte, an Ort und Stelle, legte aber, wenn er planmäßig einen großen Krieg vorbereitet hatte, an den dazu geeigneten Punkten, Magazine und Arsenale an, so daß er nachher auch in unwirtlichen Gegenden alles hatte, was er brauchte. Und den Grundsatz, daß zum Kriegführen drei Dinge nötig seien: Geld, Geld und wieder Geld kehrte er im italienischen Feldzug in sein Gegenteil um. Er ging in ihn mit völlig leeren Taschen und schickte aus ihm Schätze über Schätze nach Paris. Er wußte schon damals, daß die Schlachten durch die Beine gewonnen würden und erzog daher seine Soldaten zu tüchtigen Marschleistungen. Sie mußten nicht wie die Heere der Friedericianischen Zeiten manövrieren, sondern marschieren. Die Märsche waren nicht um ihrer selbst willen da, um eine Kunstleistung zu zeigen, sie waren Mittel zum Zweck und ihr Zweck, die Schlacht, war nicht



Endzweck, sondern wiederum nur Mittel zum Zweck und der war das völlige Nieder schlagen des Gegners. Daher das wuchtige Zupacken in der Schlacht, das völlige Konzentrieren aller Kräfte auf den Augenblick des Zuschlagens und die erbarmungslose, harte, reißlose Ausnützung des Sieges! In einzelnen zermalmenden Schlägen und mit zielsicherer, unermüdlicher Verfolgung wurde der Feind niedergerungen. Immer war das Auge auf das Hauptziel gerichtet, Nebensächliches ignoriert. Bei Jena zerbrach er Preußens Heer am 14. Oktober 1806 und wenige Tage später, am 27., zog er als Herr in Berlin ein. Seine nach allen Seiten ausgeschiedenen Generale hatten in so kurzer Zeit fast alles, was vom preußischen Heere übrig war, unschädlich gemacht; sie hatten bis zum „letzten Hauch von Roß und Mann“ den Sieg ausgenützt und durch diese in ihrer Härte bis dahin beispiellose Ausnützung die Niederlage erst zu einer endgültigen gemacht. Napoleon steht auch als Feldherr vor uns als der Zerbrecher aller Formen. Die alten Manöveriergenerale, die schön angelegte Exerzizien sich ausdachten und mit dem Lineal in der Hand regelten, die den Feind kränken, schädigen, auch wohl mal besiegen wollten, aber niemals daran zu denken wagten, ihn zu vernichten, überfiel ein Grauen vor diesem unheimlichen Menschen, der alle ihre Formeln verachtete, dessen Truppen als regellose wilde Heerhaufen erschienen und der seinen Gegner immer mitten ins Herz zu treffen suchte. Seit Napoleon datiert eine neue Ära der Strategie, und all die Feldherren, die im 19. Jahrhundert Großes leisteten, waren seine Schüler, nicht zum wenigsten gerade Preußens Generale: die Schlachten von Königgrätz und Sedan wären nicht möglich gewesen, wenn nicht ein Hauch von Napoleons Geist die deutschen Heerführer beseelt und ihre Maßnahmen beeinflusst hätte.

Immer, wo er sich blicken ließ, nahm er bereitwillig Bittschriften und Eingaben entgegen und verteilte reichliche Geldgeschenke. Für Festlichkeiten war er nicht leicht zu

haben, sie langweilten ihn, dergleichen war nicht für ihn. Aufs Essen verwendete er deshalb so wenig Zeit wie möglich, sogar während des Frühstücks empfing er Künstler, Gelehrte und Schauspieler und unterhielt sich mit ihnen sehr leutselig und angelegentlich. Von da aber bis zum Abend widmete er sich ununterbrochen den Staatsgeschäften. Seine ganze Liebe aber gehörte Frankreich, Frankreichs Hauptstadt, der Hauptstadt der Welt, Paris. „Was werden die Pariser davon denken?“ — war bei allem sein erster Gedanke. Den Parisern zur Liebe tat er vieles, nahm er die ganze ungeheuere, ihm im Grunde so fatale Repräsentation auf sich, alle seine Erwägungen drehten sich in erster Linie um diese so sehr geliebte Stadt, die ihn aber nie ganz verstand. Als der russische Feldzug ein so böses Ende nahm, hastete er nach Paris; als er von Elba fortzugehen entschlossen war, lehnte er eine augenscheinlich mehr Erfolg versprechende Landung in Italien ab und lenkte seine Augen auf Paris. Und wenn er dort von den 15 Jahren seiner Regierung kaum 3 Jahre im ganzen verlebt hatte, die Stadt blieb ihm der Inbegriff des Schönen und ihr Besitz das erstrebenswerteste Ziel seines Lebens. Er war aber auch ein Meister in der Behandlung der Massen, namentlich der Pariser Massen. Als der Tod des Herzogs von Enghien bekannt geworden war und einen tiefen, augenscheinlich höchst ungünstigen Eindruck gemacht hatte, da beschloß er kurzer Hand, die Oper zu besuchen und mit seinem ganzen Hofe in voller Pracht vor das Publikum zu treten, um dies zu einer Ovation zu reizen und damit die Sache zu begraben, die selbst ihm jetzt anfang, unangenehm zu werden. Was er wollte, setzte er durch. Als er in die Loge trat, da wirkte der gewohnte magische Zauber so aufs Publikum, daß es ihn mit lautem Zuruf begrüßte, und wo er nicht wirkte, da half die im Publikum überall verteilte Polizei geschickt nach. Mit Eifer hielt er darauf, daß die Soldaten seiner Armee niemals mit dem

Volke, am wenigsten mit den Parifern in Konflikt kämen, kamen gelegentlich doch mal Streitereien irgendwelcher Art zwischen beiden vor, so bekamen die Soldaten immer Unrecht und wurden bestraft und verfehlt. Allerdings machte er ihnen dann bedeutende Geldgeschenke, oder begünstigte sie auf andere Weise, um sie schadlos zu halten. Die Meisterchaft in der Menschenbehandlung trat am glänzendsten im italienischen Feldzuge 1796 hervor. Er fand eine zerüttete, disziplinierte Armee, die ihm unterstellten Generale waren alle älter wie er und gehorchten ihm nur widerwillig und als Aufpasser und Dirigenten hatte er in seinem Lager Regierungsvertreter, die ihm ins Handwerk zu pfuschen suchten; aber von dem Augenblicke an, so schreibt Marmont, als er das Kommando übernahm, zeigte er in seinem Auftreten eine Autorität, die auf alle Welt Eindruck machte. Obgleich ihm eine gewisse natürliche Würde abging, trat in seinem Äußern, seinem Blick, seiner Art zu sprechen, der Herr und Meister hervor; jeder fühlte das und fand sich zum Gehorsam bereit. Die blödesten Augen erkannten, er würde sich Gehorsam zu verschaffen wissen, kaum im Besitze der Gewalt konnte man auf ihn das Dichterwort anwenden: Des égaux? des longtemps Mahomet n'en a plus!

Napoleon war ein Meister in der Behandlung der Volksvertretung, die er bald mit Schmeicheleien, bald mit Drohungen für seine Pläne gewann. Dabei verachtete er sie und ihre Phrasen von Grund auf und scheute sich gar nicht, auch von Zeit zu Zeit seine Geringschätzung offen zu zeigen. Er selbst war kein Mann der Rednertribüne, und sein Debut auf derselben an jenem entscheidenden 18. Brumaire war kläglich genug ausgefallen. In jenen kritischen Stunden, in denen die Macht der Bajonette und Säbel über alle Phrasen und Deklamationen der Viel- und Schönredner gesiegt hatte, war in ihm der Glaube und das Vertrauen auf die wirklichen brutalen Machtmittel als die

Bermittler und Träger jeder Sache, wenn nicht entstanden, so doch endgültig beilegt werden. Und wenn er auch der Funktion eines Parlamentes beibehielt und in gewissen Stunden irgend eine große Entscheidung in seine Hände zu legen schien, so geschah das gerade nur solange, als wie seinen Wünschen entsprochen, seine Befehle ausgeführt wurden, kurz, alles geschah, was er wollte. So lange er es gebrauchen konnte, ließ er das Parlament wirtschaften. Es war ihm ein Spielzeug, daß er dem Volke gab, um es zu beschäftigen und ihm mit dem Gedanken zu schmeicheln, daß es damit über die Geschichte Frankreichs und der Welt zu bestimmen habe. Bezeichnend und richtig ist der Spottvers, der bald nach der Veriagung des Direktoriums, und nachdem er erster Konsul geworden war, in Paris entstand:

J'ai pour les fous d'un Tribunal
Conservé la figure;
Pour les sots je laisse un Sénat.
Mais ce n'est qu'en peinture;
A ce stupide Magistrat
Ma volonté préside;
Et tout le conseil d'état
Dans mon sabre réside.

In seine Verachtung mischte sich bei ihm, dem Sohne der Revolution, jedoch auch ein guter Teil Furcht; er kannte schließlich aus seiner Jakobinerzeit zu gut die Macht der Phrase; er benutzte diese Macht selber als unerreichter Meister, wenn er in seinen öffentlichen Kundgebungen zu dem Volke oder zu den Soldaten sprach. Er wußte, wie weit und tief die Wirkung war, und konnte unmöglich ihre Wirkung bei einem Volke wie den Franzosen unterschätzen oder verkennen. Man lebte in schönen Worten und berauschte sich an ihnen bis zum blutvergießenden Wahnsinn. Daher war der Kaiser stets auf der Wacht, daß sich das Phrasengeschwätz nicht etwa gegen ihn richtete; daher achtete

er auf alles, was in seinem Paris oder in Frankreich von dem von ihm so unsäglich verspotteten, aber noch mehr gehaßten und gefürchteten Ideologen ausging, um es, wenn es in seinem Aram paßte, zu benutzen, oder im anderen Falle rücksichtslos zu bekämpfen und zu verfolgen. Man hatte ja damals eben erst klar sehen können, wie die Macht einer Idee Tausende und Abertausende begeistern konnte, und daher hat er bis zu seinem Ende gefürchtet, daß die Anhänger einer ihm feindlichen Idee ihm gefährlich werden könnten. Sein Hohn und sein Spott gegen die Ideologen beruhten auf seiner Furcht.

Die Hauptursache seines Sturzes ist nicht in den Fehlern der Franzosen oder in der Verrätereie eines Generals oder Staatsmannes zu suchen, sondern einzig und allein in seinem eigenen Charakter. Das Volk in seiner großen Masse, all die 40 Millionen Franzosen, hielten ihm bis zuletzt die Treue. Es ist ja richtig, daß sich niemals einem Sterblichen eine so günstige Gelegenheit bot, sich zum Herrscher eines im völligen Chaos befindlichen Erdteils aufzuschwingen, niemals vorher ein großer General so elende Gegner zu bekämpfen hatte, wie Napoleons Feinde in der Zeit seiner Entwicklung waren, daß ferner die alten Monarchien in Mißkredit geraten waren und Napoleon bis zum Jahre 1812 außer Pitt und Nelson nie ein wahrhaft fähiger, mit den nötigen geistigen Mitteln versehener charakterfester Widerfacher gegenüberstanden hat, daß ihm also neben seinem Genie auch ein Übermaß von Glück zu seinen Erfolgen verholßen hat, aber es muß auch festgestellt werden, daß dieses Übermaß von Glück zu seinem Sturze bedeutend beigetragen hat. Wäre seine unersättliche Kampfbegier durch einen rechtzeitigen Unglücksfall eingeschränkt worden, so hätten seine besseren anderen Eigenschaften sich vollkommener entwickeln können, die nun sein durch sein ununterbrochenes Glück entstandener Übermut, das brutale Pochen auf seinen Kampfesmut und Kriegstüchtigkeit zum Nachteil der ganzen

Menschheit und ihrer kulturellen Fortentwicklung verkümmern ließ. Als er das 40. Lebensjahr überschritten hatte, steigerte sich dieser Übermut bis zum Wahnbilde der Unbesiegbarkeit und Unfehlbarkeit und daher stammte jene Starrköpfigkeit, die ihn bis zuletzt, bis kurz vor die Tage seiner verzweiflungsvollen Niederlage noch an einen völligen Sieg glauben und daher die besten Anerbietungen zu einem ehrenvollen Frieden zurückweisen ließ, der ihm den Thron und Frankreich in seinen natürlichen Grenzen gelassen hätte⁴⁰⁾.

Sein unerschütterlicher hartnäckiger Entschluß, die Stellung als arbiter mundi beizubehalten und in keinem Punkte nachzugeben, führte schließlich seinen Sturz herbei. Er sagte in scharfsinniger Selbsterkenntnis in St. Helena von sich sehr richtig: „Unsere hiesige Lage kann noch etwas Anziehendes haben; die Welt blickt auf uns; wir bleiben die Märtyrer einer unsterblichen Sache; Millionen Menschen weinen um uns; das Vaterland gedenkt seufzend unserer, der Ruhm hat Trauerkleidung angelegt; wir kämpfen hier gegen den Druck der Götter und die Sehnsucht der Nationen gilt uns; meiner früheren Laufbahn hat das Unglück gefehlt. Wäre ich auf den Thron inmitten der Wolken meiner Allmacht gestorben, so wäre ich für viele Menschen ein Problem geblieben; jetzt vermögen sie Dank meinem Unglück über mich, arm und machtlos wie ich bin, ein Urteil zu fällen.“

Denselben unbeugsamen Starrsinn, dieselbe Kampfeslust finden wir an ihm noch in seinen letzten Tagen auf St. Helena, wo sie sich in tragischer Weise in kleinlichen Streitereien und Intriguen, die seiner nicht würdig waren, erschöpften. Er war und blieb aber auch hier noch der, auf den Millionen blickten, dem die Herzen von zahllosen Menschen im ganzen gebildeten Europa anhängen, deren Leben er eine neue und breite Grundlage geschaffen hatte. Sie sahen an ihm,

daß er trotz seines tiefen Falles doch im höchsten Sinne des Wortes groß in der Kunst zu regieren, groß in der Fähigkeit, den Menschen Tatkraft einzusößen und unvergleichlich in der Kriegskunst gewesen war und daß vor allem seine Größe in der titanenhaften Kraft gelegen war, mit der er alle seine Unternehmungen in Angriff nahm und durchführte⁴⁰⁾.

— — — — —

IV.

Napoleon und die Frauen.

Am 9. März 1796 wurde die bürgerliche Trauung Napoleon Bonapartes mit Josephine Tacher de la Pagerie, der Wittwe des Generals de Beauharnais, vollzogen. Der Akt fand in einem alten Palaste statt, auf den die Revolution Beschlagnahme gelegt hatte, und in dem die Mairie des 2. Bezirks der Stadt Paris sich eingerichtet hatte, desjenigen Bezirks, zu dem die bescheidene Wohnung des mittellosen Generals Napoleon Bonaparte gehörte. Der Trauschein zwischen Napoleon und Josephine wurde an dieser Stelle unterzeichnet, und die höchst merkwürdige Urkunde hat sich bis heute erhalten. Merkwürdig muß sie genannt werden, weil sie eine Reihe offener Unrichtigkeiten und wohlwollender Fälschungen enthält. Der Heirathsvertrag, der die Vermögensverhältnisse der künftigen Ehegatten bestimmen sollte, war schon am Tage vorher, am 8. März, vor einem Notar unterzeichnet worden und enthält ebenfalls einige höchst phantastische Angaben, denn der Bräutigam, der 10 Jahr später der mächtigste Herrscher der Welt sein sollte, bekannte darin, keine andere Habe an Grundbesitz oder fahrendem Gut sein eigen zu nennen, als seine Garderobe und seine Kriegsausrüstung. Trotzdem setzte er seiner Frau für ihre Lebensdauer ein Jahresgeld von 1500 Franken aus. Die Bürgerin Beauharnais war nicht reicher als er und bezeugte, daß sie keinerlei Geldeswert in die Ehe mitbrachte. Am

Tage darauf, dem 9. März, ging nun in der Mairie der Rue d'Antin die Trauung des Paares vor sich; es waren als Zeugen zugegen Barras und Tallien, beide damals zu den Machthabern der jungen Republik zählend, bewundert und gefürchtet, und Camelet, der Vertrauensmann Josephinens. Josephine selbst war nach der Mode der zum Vorbild gewählten Antike in ein leichtes, loses Gewand gekleidet, das die Formen ihrer geschmeidigen, biegsamen Kreolengestalt mehr verhüllte, als verhüllte, aber einer fehlte noch: Bonaparte. Zwei Stunden lang ließ er Braut und Hochzeitsgesellschaft in banger Erwartung, und der biedere Standesbeamte war längst in seinem Stuhle sanft entschlummert, als der General plötzlich, von seinem Adjutanten Lemarois begleitet, raschen Schrittes eintrat, den Schlafenden an der Schulter packte und ihm ungeduldig zurief „Vorwärts, Herr Maire, verheiraten Sie uns schnell“. Und auf die Schnelligkeit, mit der die Heirat nun auch wirklich erledigt wurde, muß man wohl zum Teil auch die Unrichtigkeiten zurückführen, die das darüber aufgenommene Dokument aufweist. Napoleon ist darin um $1\frac{1}{2}$ Jahre älter gemacht als er war, indem das Papier ihn am 5. Februar 1768 und in Paris geboren sein läßt, Josephine dagegen, die in Wirklichkeit 6 Jahr älter war als er, wird um 4 Jahre verjüngt und der Adjutant Lemarois wäre, da er noch nicht die Großjährigkeit erreicht hatte, gar nicht befugt gewesen, als Zeuge zu wirken und zu unterzeichnen. Man hat den Eindruck, daß jeder, auch der Standesbeamte, nur das Bestreben hatte, die Angelegenheit so rasch wie möglich, wie eine lästige Form, zu vollenden, daß man das Sawort eilig austauschte und mit soldatsscher Kürze die Unterschriften vollzog. Wer konnte denn damals auch ahnen, daß das Schriftstück einmal von der Nachwelt emsig durchforcht und besprochen werden würde! Dann trennte man sich. Die Zeugen gingen ihres Weges, Bonaparte stieg in den Wagen Josephinens, der unten an der Tür ihrer harrte. Josephine besaß einen solchen Lurus-

gegenstand, den sie der kaum uneigennütigen Freundschaft von Barras verdankte, der bewirkt hatte, daß ihr aus dem Stalle des hingerichteten Königs eine Kalesche mit 2 Rappen überlassen wurde, unter dem Vorwande, sie dafür zu entschädigen, daß ihr erster Gatte bei der Rheinarmee seinen Wagen und seine Pferde eingebüßt hatte. In diesem Wagen zog Napoleon in das Heim seiner Frau, das in der Rue Chanterline lag und Eigentum von Julie Carreau, der Gattin des berühmten Schauspielers Talma war. Josephine hatte es vor 6 Monaten gemietet, aber aus Geldmangel nur nothdürftig möblirt. Trotzdem mag Napoleon dieses Heim im Vergleich zu seiner bisherigen ärmlichen Unterkunft wahrhaft fürstlich erschienen sein. Am nächsten Morgen besuchte Napoleon mit seiner Frau deren Kinder Hortense und Eugen de Beauharnais, die in Erziehungsanstalten in St. Germain untergebracht waren. Beide kannten ihn schon und liebten ihn nicht. Eugen, der sich 20 Jahr später als Napoleons treuester Anhänger und Freund erwies, war als Bittsteller bei ihm gewesen, um durch ihn die Aushändigung der Waffen seines Vaters zu erlangen; Hortense hatte ihn bei einem Mittagessen im Hause von Barras gesehen und solche Furcht vor ihm empfunden, daß sie in Tränen ausbrach, als sie hörte, ihre Mutter werde ihn heiraten. Sei es doch gewiß, so erzählte sie ihren Mitschülerinnen, daß er sie und ihren Bruder hart und grausam behandeln werde. Man weiß, daß Napoleon den beiden Kindern Josephinens der zärtlichste und sorgsamste Vater geworden und bis zuletzt geblieben ist. Die Flitterwochen dauerten nur kurze 2 Tage. In der Frühe des 11. März hielt ein Reisewagen auf dem Hofe des Hauses in der Rue Chanterline, und Dienstbotenhände bepackten ihn mit Koffern, Waffen und Karten; Junot und Chauret, die Adjutanten saßen darin, und dann riß sich Napoleon von seiner weinenden Gattin los, stieg zu ihnen ein und der Wagen nahm seine Richtung nach dem Stadttore von Paris, von wo der Weg ihn nach

Stalien führte. Von hier an begann der in der Geschichte beispiellose Aufflug seines Genius. Wenn er nachher sich auch von der Frau seiner ersten Liebe getrennt hat, so hat er doch stets, auch zuletzt noch, selbst in den Tagen kurz vor seinem Tode bekannt, daß die Erinnerung an die mit ihr verlebten Stunden die schönsten seines Leben gewesen, und daß von den vielen Frauen, die sein Dasein durchkreuzten, nur sie allein sein Herz ganz besessen hätte. Es ist das zweifellos richtig, denn trotz der uns ziemlich genau bekannten, sehr häufigen und unwürdigen Szenen, die namentlich zu der Kaiserzeit zwischen den Ehegatten stattfanden und meist durch die maßlose, allerdings berechnete Eifersucht Josephienens hervorgerufen wurden, war die Ehe im allgemeinen doch eine recht glückliche. Auf Sturm folgte jedesmal wieder der klarste und reinste Sonnenschein und bis in die letzte Zeit hinein wiederholte sich trotz allem ein neuer Liebesfrühling, der den Kaiser stets von frischem an seine Frau fesselte. Sie verdiente diese Hingebung und Liebe an sich wohl nicht, denn wenn auch ihr Lebenswandel vor der Heirat, der an Skrupellosigkeit selbst für die losen Sitten jener Zeit nichts zu wünschen übrig ließ und Napoleon zweifellos bei der Verlobung bekannt war, ihr von ihm nicht wohl angerechnet werden konnte, so sind doch ihre Beziehungen zu einem unbedeutenden jungen Offizier während des italienischen Feldzuges, als ihr Mann fern von ihr war, so skandalös gewesen, daß die Kunde davon zu ihm ins Kriegslager drang. Ihrer Lebenswürdigkeit und echt weiblichen Schlaueit gelang es zwar, nachher den Zürnenden bei seiner Heimkehr wieder zu versöhnen und in ihre Arme zurückzuführen, aber ihre Flatterhaftigkeit, ihre Oberflächlichkeit und Äußerlichkeit, ihre Koketterie, ihre leichte Lebensauffassung und Vergnügungssucht, ihr Hang zum Puz und ihr Sinn für Tand jeglicher Art lassen sie auch trotz vieler sympathischen Züge, ihrer Mild- und Weichherzigkeit, ihrer lebenswürdigen Leut-

festigkeit doch nicht als die würdige Weggenossin des großen Mannes erscheinen. Ihn wiederum zog gerade das Weibchenmäßige, das bei all ihrer körperlichen Anmut und Grazie nach seinem Geschmacke das Beste an ihr war, immer wieder an, und wenn man bedenkt, wie sehr er sich vor den starken und klugen Geistern im Unterrock fürchtete, wie sehr es ihn vor ihren unzulänglichen Leistungen graute, wie sehr er Zeit seines Lebens sich jeder Beeinflussung durch eine Frau zu entziehen bemüht war, dann erscheint manches anfangs so wunderbare Vorkommnis in seinem Eheleben leichter verständlich und verzeihlich. Wenn er schlecht über gewisse Frauen sprach, so handelte es sich immer um solche, die nach seiner Meinung Intrigantinnen waren, die ihre Sünde in seine Geschäfte zu stecken suchten. Zu diesen Ränke schmiedenden Frauen rechnete er ja auch die Königin Luise, von der er schrieb, daß sie in Tilsit in der That sehr liebenswürdig und ihm gegenüber voller Koketterie gewesen sei, aber er sei wie ein Wachsstück gewesen, an dem alles abgoleitet und er habe den Galanten nicht spielen dürfen, weil es ihm sonst zu teuer gekommen wäre. Er liebte die guten, sanften, veröhnlichen Frauen, wie z. B. die Gräfin Haffeld, deren Gemahl er bekanntlich 1806 in Berlin auf ihre Bitten begnadigte, als er wegen Verrat vor ein Kriegsgericht gestellt werden sollte. Nachmals hat er ausdrücklich bezeugt, daß der Ton ihrer Stimme ihm durch und durch gegangen sei, und er nur deshalb ihren Mann gerettet hatte, und die Behauptung, daß die bekannte Scene weiter nichts als eine genau berechnete Komödie gewesen sei, durch deren Veröffentlichung auf die Rührseligkeit des Zeitalters gewirkt werden sollte, erscheint nach der ganzen Charakteranlage Napoleons nicht recht glaublich. Edelmütigen Regungen hat er, wenn er an der richtigen Stelle gepackt wurde, stets nachgegeben, auch dann, wenn die Staatsraison dies zu verbieten schien. Namentlich Josephinen hat er in den Wochen, als die

Cadoudalsche Verschwörung aufgedeckt worden war, ihren Einfluß zu Gunsten mehrerer Beteiligten geltend gemacht, und bekannt ist, daß mehr wie einer Frau es damals gelungen ist, durch einen Kniefall Gnade vom Kaiser für den sonst verlorenen Gatten zu erlangen. Er war vornehm und edelmüthig, aber niemals auf Kosten der Klugheit und Vorsicht. Das beweist auch sein Brief an seinen Kriegsminister über den preußischen Prinzen August, der 1806 bei Prenzlau gefangen genommen worden war und sich darnach längere Zeit in Coppet bei der Napoleon so unendlich unangenehmen Frau von Stael aufgehalten hatte. Zugleich aber zeigt dieser Brief den ganzen Napoleon den Frauen gegenüber, die ihm verdächtig erscheinen. Seine gegen Frau von Stael entwickelte Bosheit ist einfach köstlich.

„Der Prinz August von Preußen, der sich zuletzt in Coppet aufgehalten hat, scheint bei Frau von Stael schlechte Grundsätze eingefogen zu haben. Dieser Prinz ist ein ebenso großer Prahler wie viele andere preußische Offiziere; er ist ebenso wenig, wie sie durch die Ereignisse belehrt worden. Er erhebt Anklagen gegen den Fürsten Hohenlohe, den Herzog von Braunschweig, den General Blücher und den König. Alle haben Verkehrtheiten begangen, nur er nicht. Aber bekannt ist von seiner militärischen Laufbahn nur, daß er in einem Sumpfe gefangen genommen worden ist. Es verrät wenig Geist und Hochherzigkeit Vorwürfe gegen alte Generale zu erheben, die den gebieterischen Umständen des Krieges zum Opfer gefallen sind. Gewiß ist es an sich keine Verschuldung, daß er gefangen genommen wurde. Das kann dem Tapfersten begegnen, aber wenn man einen solchen Unfall überlebt, ohne verwundet zu sein, ist man weit mehr in der Lage, sich selber zu rechtfertigen, als andere anzuklagen. Dieser junge Prinz würde die Ratschläge seines ehrenwerten Vaters noch sehr nötig haben, sie würden ihm nützlicher sein, als die Belehrung derer, die er in Coppet gesehen und die schlechten

Reden, die er dort gehört hat. Ich befehle Ihnen für den Fall, daß der Prinz mit unpassenden Äußerungen fortfährt, denselben in einem Schlosse festzusetzen und ihm Frau von Stael als Trösterin beizugeben.“

Diese Frau von Stael war ihm ebenso unangenehm, wie ihre Tätigkeit verhaßt und verdächtig. „Ihre Mutter, sagte er zu ihrem Sohn August, ist nicht böseartig, sie hat Geist, viel Geist, aber sie ist an keinerlei Unterordnung gewöhnt. Sie würde nicht sechs Monate in Paris sein können, ohne mich zu zwingen, sie einsperren zu lassen. Und das täte mir leid, denn es würde Aufsehen erregen und mir in der öffentlichen Meinung schaden. Daß sie sich der Politik enthielte, hat nichts zu bedeuten; dadurch daß eine Frau von Literatur, Kunst, Moral und allem möglichen spricht, macht sie schon Politik; die Frauen sollen lieber stricken.“

Der Kaiser war ein Vollblutmenschen, ein ganz männlicher Charakter, mit allen Leidenschaften seiner Heimatinsel, er suchte in seiner Frau vor allem das Weib und sagte mal: „Ich finde es lächerlich, daß ein Mann von Gesezes wegen nur eine einzige Frau haben kann“. Josephine war ihrer ganzen Art nach diejenige, ihm alles zu geben, was er von seiner Frau wünschte. Daher gehören Szenen, wie die vom August 1797, wo er auf der Fahrt von Mailand nach Udine im Reisewagen seiner Zärtlichkeit gegen seine lebenswürdige Frau freien Lauf ließ, ohne zu beachten, daß die Mitfahrenden, Berthier und Miot, nicht wußten, wo sie mit ihren Augen bleiben sollten⁴¹⁾, zu den menschlichsten und lebenswürdigsten seines ganzen Lebens. Nachher trat in ihren Beziehungen allerdings ein sonderbarer Wechsel ein. Josephine, die in den ersten Jahren der Ehe seine wahnsinnige Hingebung durch Launen, Wankelmuth und gelegentliche Treulosigkeit schlecht belohnt hatte, mußte es erfahren, daß seine lavaähnliche Liebe erstarrte und sie ihrerseits um seine Liebe werben mußte. Sie hatte in den

Jahren des Kaisertums bis zur Ehescheidung zahlreiche eheliche Vergehungen zu beweinen, die ihr bei ihrer Eifersucht und ihrem Spioniertalent nicht entgingen. Ihre Vorwürfe prallten zwar an seinem ausgesprochenen und brutal herausgekehrten Herrenbewußtsein, das ihn nach seiner offenen Erklärung von allen Rücksichten auf eheliche Treue befreite, machtlos ab, machten ihn aber oft so rasend, daß es zwischen den beiden kaiserlichen Gatten zu den häßlichsten Ausstritten kam, die, wenn wir der Frau von Rémusat glauben dürfen, zuweilen sogar in Tätlichkeiten auszuarten drohten. Immerhin ging ihm, als er die Notwendigkeit der Trennung von seiner Gattin eingesehen hatte, die Sache wirklich tief zu Herzen. Als er ihr seinen Entschluß kund getan hatte, sie ihm weinend und um Gnade flehend zu Füßen gefallen war und darnach ohnmächtig aus dem Zimmer getragen werden mußte, da war auch er der Ohnmacht nahe: Josephinens Leiden waren mächtig genug, die edleren Gefühle seiner Jugend zu erwecken, und seine keuchend hervorgestoßenen Worte und das fieberhafte Atmen ließen seine Umgebung den Schmerz und die Aufregung erkennen, die ihn ergriffen hatte. Kein Wunder also, daß er auch nach der Scheidung mit ihr in Verkehr blieb, häufig genug seinen Sohn zu ihr schickte, sich von diesem genau erzählen ließ, was sie getan, was sie gesagt habe und wie es ihr ginge, daß seine Gedanken in der Verbannung immer zu ihr zurückkehrten und daß das letzte Wort, das seine Lippen murmelten, ihr Name war.

Das Verhältnis zu seiner zweiten Frau, die seine ganze Achtung hatte, und der er alle ihr zukommende Ehren zuteil werden ließ, war ein ganz anderes. Während der ganzen Jahre der zweiten Ehe weiß man von den früher so häufig vorgekommenen Debauchen mit anderen Damen der Gesellschaft oder vom Theater nichts mehr. Er scheint Marie Luise in der That treu gewesen zu sein; seine Rücksichtnahme auf sie und ihr Wohlergehen namentlich in den

aufregenden trüben Tagen seines Glücksniedergangs und die ihr und ihrem Sohne in der Verbannung gewidmeten Worte des Erinnerns sind wahrhaft rührend und wirken umsomehr, als der Vergleich einer so vornehmen und großen Denkungsart mit der schändlichen Aufführung seiner Frau nur zu seinen Gunsten ausfallen konnte, seiner Frau, die noch zu seinen Lebzeiten, sogar während des Wiener Kongresses, also gleich nach der Trennung von ihm, eine offenkundige Liaison mit dem Grafen Neipperg eingegangen war. Und dabei hat eine ganze Zeit lang offenbar ein zärtliches Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten bestanden. So brachte Marie Luise, als Napoleon in Dresden Hof hielt, fast jede müßige Stunde bei ihm zu. Sie gönnte sich kaum soviel Zeit, um zu Ausfahrten das Palais zu verlassen. Ihr Vater verstand ihr Verhalten und die Gründe zu ihm nicht; er glaubte, es geschehe nur, weil sich das Kaiserpaar ein gewisses Relief geben wollte. Die Kaiserin von Österreich war eifrig bemüht, Marie Luise in Bewegung zu bringen und nannte ihr Zuhausebleiben eine Lächerlichkeit und — so fügte der Kaiser in Longwood hinzu — wenn er dies erzählte: „Oft kam sie des Morgens zu Marie Luise, wenn dieselbe bei der Toilette war und kramte in ihren Luxusgegenständen und Reichthümern — sie nahm stets etwas mit —“. Man sieht, die Kaiserinnen sind eben auch nur Frauen.

Köstlich ist die Geschichte seiner Eheschließung mit Marie Luise, die er von den ihm angebotenen Prinzessinnen ausgesucht hatte, weil ihre Mutter 13, ihre Großmutter 17 und ihre Urgroßmutter gar 26 Kinder gehabt hatte. Er mußte demnach annehmen, daß sie durch ihn Mutter werden würde. Er war ganz genau informiert, daß sie vollkommen normal gebaut war. Sie sollte und mußte ihm den gewünschten Thronerben bringen, der die Dynastie Bonaparte für alle Zeiten sicher stellte. Er heiratete, wie er sich bezeichnend, aber etwas kraß ausdrückte, den Uterus in ihr. Aber als

er dann Berthier zur Werbung und Prokurafrauung nach Wien geschickt hatte, da erfaßte ihn eine zitternde Ungeduld, und mit Unruhe sah er dem Tage ihrer Ankunft in Frankreich entgegen. Er wurde unruhig hin- und hergetrieben. Er hatte eine genaue Reiseroute für sie und ihr Gefolge vorgeesehen, nach seiner Art waren die größten und kleinsten Punkte in dem Reiseprogramm sorgsam berücksichtigt worden, alles war aufs Peinlichste geregelt, die Reise ging mit großem Pomp, mit all der schwerfälligen kaiserlichen Pracht vor sich, und nach dem vorgeesehenen Zeremoniell sollte Marie-Luise unter den größten Feierlichkeiten als Kaiserin vor ihn treten. Da warf seine liebende Ungeduld — hier zeigt sich so recht der rein menschliche Zug in seinem Wesen — dieses ganze fein ausgeklügelte Programm in letzter Stunde über den Haufen. In Compiègne traf ihn Berthiers Adjutant, der dem Reisewagen der Kaiserinbraut immer um einige Clappen voraus war, und brachte ihm mit den Briefen ihre Grüße aus nächster Nähe. Jetzt hielt es ihn nicht mehr. Er zitterte vor Ungeduld, sie zu besitzen, und alles, das ganze Zeremoniell, die schönen neuen Kostüme, mit denen er auf sie Eindruck machen wollte, alle getroffenen Arrangements vergessend, fuhr er am Tage vor der verabredeten Zusammenkunft ohne Gefolge, allein mit seinem Schwager Murat, im vollsten Regen von Compiègne ab, ihr entgegen, stellte sich in Courcelles unerkannt in unscheinbarster Kleidung unter das Portal der Kirche, um sie dort zu erwarten, und stieg, als endlich die achtspännige Berline ankam, völlig durchnäßt in ihren Wagen und nahm an ihrer Seite Platz. Die Dörfer und Ortschaften, in denen die Maires, den ergangenen Befehlen gemäß die geschriebenen Reden in der Hand, mit ihren Gehülften und der Einwohnerschaft aufmarschiert waren, um die Braut zu begrüßen, wurden durchflogen, in den Städten wurden die bereitstehenden Diners kalt, in tausender Fahrt ging es bis nach Compiègne, wo man um 9 Uhr Abends

anlangte. Mit den angelegten Fesseln und Vorstellungen wurde kurzer Prozeß gemacht und bald darnach Marie Luise vom Kaiser in ihre Gemächer geführt. Am Morgen darnach ließ er den Grafen Clary, der die Erzherzogin nach Frankreich geleitet hatte, vor das Bett rufen, in dem er mit seiner Neuvermählten lag, und sagte zu dem Verblüfften: „Allez à Vienne et dites, ce que vous avez vu!“ Und im Laufe des Tages nahm er den General Rapp beiseite und sagte zu ihm: „Mein Lieber, wenn Sie einmal heiraten, so heiraten Sie eine Deutsche; es sind die besten Frauen der Welt, sanftmütig, gut, kindlich und frisch wie die Rosen“. Erst am dritten Tage darnach fand die bürgerliche Verbindung in St. Cloud statt, und am folgenden darauf wurde in der Kapelle des Louvre nochmals die kirchliche Trauung vollzogen. Er war und blieb ihr ein guter Ehegatte. Selbst zu dem großen Opfer, dasselbe Schlafzimmer mit ihr zu bewohnen, war er bereit und wer erlebt hatte, welche Kämpfe ihn es bei Josephinens Eifersucht einst gekostet hatte, während des Konsulats gesonderte Schlafzimmer durchzusehen, der mußte jetzt zu der Ansicht kommen, daß Marie Luise über ihn die Oberhand gewonnen hatte. Er war bereit, „sich an die Kette legen zu lassen, denn das sei die wirkliche Upanage, das Recht der Frau“. „Ich habe keine Furcht vor Napoleon,“ sagte sie schon drei Monate nach ihrer Verheiratung, „aber ich fange an zu glauben, daß er sich vor mir fürchtet,“ und sie hatte damit nicht so ganz Unrecht. Denn hatte Napoleon bisher seine Lebensweise den ihn obliegenden Arbeiten und Geschäften entsprechend eingerichtet, so mußte er diese jetzt häufig übers Anie brechen, ja beiseite liegen lassen, um den Wünschen und Launen seiner Frau zu entsprechen. Er frühstückte früher allein; eine Tischecke genügte, ein Niedersitzen war nicht gebräuchlich; in den Jahren 1810 und 11 war es dagegen zur bestimmten Stunde eine vollständige Mahlzeit, an der er mit ihr teilnehmen mußte, und die stundenlang

dauerte. Auf Reisen wartete nicht Marie Luise wie einst Josephine auf den Kaiser, sondern umgekehrt wartete jetzt Se. Majestät, der Kaiser. Niemals war sie zur rechten Zeit fertig, weder für Jagden noch für Empfänge, noch für Vorstellungen im Theater — immer wartete er in Ruhe, bis sie erschien und nur einmal, als es zur Jagd gehen sollte, konnte man seine Ungeduld daran erkennen, daß er mit der Reitgerte heftig den Sand peitschte. Offenbar war er mehr aus Prinzip, denn aus Neigung so treu und anhänglich zu ihr. Wie überall, betrachtete er sein Verhältnis zu ihr vom Standpunkt der kaiserlichen Würde und vermied einen Fehltritt weniger aus Scheu vor dem Unerlaubten, als vielmehr, weil er sich nicht mehr für ihn und seine vornehme Ehe paßte. Das Milieu dieser Ehe war eben ein ganz anderes als die mit der unglücklichen Josephine, die durch die Vasterschule der Direktoriumszeiten gegangen war und eine sehr freie Lebensauffassung ins Haus gebracht hatte. Damals hatte das böse Beispiel seine Sitten und zwar von Grund aus verdorben, so daß er die Unsitlichkeit in jeder Weise übertrumpfte und zynisch sich die Berechtigung zu jedem Ehebruch vindizierte. Er streckte die Hände nach jeder Blume, die er an seinem Wege fand, aus, und selten vergebens. Die Zahl der Frauen, die vorübergehend so in sein Leben traten, ist, soweit uns bekannt, eine sehr große, und zuweilen wechselten die Verhältnisse, die er einging und abbrach, in schneller, überstürzender Folge. Er gab sich nicht lange mit Präliminarien ab, wenn er eine Frau erblickte, die ihm lebenswürdig genug erschien. Oft genug schickte er dann einen Vertrauten, Murat oder Duroc, und ließ sie zu sich bitten, oft genug schickte er sie, ohne die Dame vorher selbst gesehen zu haben, und manch eine stieg mit Zittern und Zagen, verängstigt und mit Tränen im Auge in das kleine Kabinett neben seinem Arbeitszimmer, das er für diese diskreten Affären bestimmt hatte. Oft war er dann bei der Arbeit,

die er nicht immer gleich unterbrach, wenn die Ankunft gemeldet war; es mußte die Freundin warten, und es ist vorgekommen, daß er sie schließlich auch ganz vergaß. Diese unerlaubten Schäferstunden waren für ihn meist nur ein Geschäft wie viele andere; niemals gewannen sie einen Einfluß auf ihn oder die Erledigung seiner Arbeiten, sein Herz war fast nie, höchstens seine Sinne beteiligt. Die Zeit, die er für sie bestimmt hatte, war oft eine recht karge, und eine Überschreitung derselben ihm fatal. „Deshabillez-vous!“ rief er einer Dame vom Theater, der berühmten Duchesnois vom Théâtre français, zu. Sie war zum erstenmal da, hatte von großen Zärtlichkeitszenen geträumt und war durch diese Douche in ihren Gefühlen aufs Schwerste gekränkt. Er wollte es kurz machen. Die Frauen waren, welche es auch immer sein mochten, nur eine Episode in seinem Leben, mal eine längere, mal eine kürzere, immer aber bloß eine Episode. Es war so gar nichts Entartetes, Unmännliches an ihm. Er war, sehr erotisch veranlagt und ein stürmischer, leidenschaftlicher Liebhaber, aber keiner von denen, die den Weibern nachlaufen, und in dem Liebeswerben und Liebestreiben Zeit und Gesundheit vergeuden. Er ging, so zahlreich seine Verhältnisse auch waren, niemals in ihnen auf, blieb immer Herr seiner Gefühle, und seine Lebensarbeit nach wie vor seine Lebensaufgabe. Die Frauen selbst hingen sehr an ihm und zwar nicht bloß, weil er der große, sondern auch der lebenswürdige Mann war. Er war, wenn er es sein sollte, einfach bezaubernd. Hortense, die unglückliche Königin von Holland, von der man wohl nicht ganz mit Unrecht annahm, daß sie ihm trotz des doppelten Verwandtschaftsverhältnisses noch besonders nahe gestanden hatte, hing mit rührender Liebe an ihm und war eine von den ganz Treuen, die bei ihm auch in den Tagen des Zusammenbruches ausharrten. Sie gab ihm alles, was sie besaß, damit er für alle Fälle pekuniären Sorgen enthoben sei. Die Gräfin Malewska,

die er in Polen kennen gelernt hatte, und die ihm einen Sohn gebar, besuchte ihn in Elba und war für ihn unermüdllich tätig, als er entthront war. Pauline, seine schöne, aber so schwierige Schwester, die vor niemandem sonst Respekt hatte, hing mit seltener Treue an ihm; Stephanie Beauharnais, die später Großherzogin von Baden wurde, Bernadottes Gemahlin, das ehemalige Fräulein Clary, die spätere schwedische Königin, die Jugendgeliebte Napoleons, kurz alle, die jemals von ihm ein liebes Wort, einen lieben Blick erhalten hatten, waren ihm dadurch zu eigen geworden ihr ganzes Leben. Ein wunderbarer Charme muß von diesem Manne ausgegangen sein, der so alle, die er wollte, in seinen Bann zwingen konnte, der aber andererseits gefährlich wurde, wenn eine ihm nicht zu willen war oder seinen Unmut erregt hatte. Den Korb, den ihm die schöne Julie Récamier erteilt hatte, vergalt er ihr und zwar ohne Nachsicht mit dem pekuniären Ruin ihres Mannes, der durch Napoleon sein ganzes Vermögen verlor, und Frau von Staël, die ihn durch ihre spitzen Redereien so oft gereizt hatte, hat er dies niemals verziehen und ihr Ungelegenheiten bereitet, wo er nur konnte. Er war zudem kein Freund der Frauen, die Männergeschäfte betreiben, und seine Achtung vor ihren Leistungen eine sehr geringe. Frauen, die in der Öffentlichkeit wirkten, waren ihm ein Greuel; er verachtete sie mehr oder weniger und glaubte ihnen raten zu müssen, daß sie sich im Hause, am Herd und in der Familie nützlich machten.

In einem Briefe an Josephinen aus dem Jahre 1807 heißt es darüber: „— ich habe lachen müssen über das, was du mir sagst: daß du einen Mann genommen hättest, um mit ihm zu leben. Ich dachte in meiner Unwissenheit, daß die Frau für ihren Mann da ist, der Mann für das Vaterland, für die Familie und den Ruhm — verzeh meine Unwissenheit, man lernt immer etwas von schönen Damen —“.

Sein Verhältnis zu dem Sohne, dem heiß ersehnten, mit Jubel begrüßten Erben seiner Krone war ein rührendes. Er sah in ihm nicht bloß den Sohn und Erben, sondern vielmehr den vom Schicksal zu einem großen Lose Bestimmten; er erwartete Großes von ihm und rüstete sich, als er geboren werden sollte, ihn mit beispelloser Pracht zu empfangen. Alle Ehren seines großen Reiches, alle Reichthümer der Welt legte er in die kleine Wiege und sorgte vom Tage seiner Geburt an mit zarter Rücksicht für sein Wohlergehen. Er ließ es an nichts fehlen, seine Gedanken theilten sich fortan zwischen ihm und seinen Arbeiten. Selbst in den Sorgen der furchtbaren Kämpfe im Jahre 1814 vergaß er ihn keinen Augenblick und traf Anordnungen, oft aus weiter Ferne, für seine Gesundheit und Sicherheit. Der heißeste Schmerz war ihm nachher seine Trennung von ihm, und echt und unverfälscht sind seine Klagen darüber. Er ergab sich schließlich in das Unvermeidliche und dachte nur mit müder Resignation an seinen Sohn, dem er stets die zärtlichsten Worte widmete. Und doch muß es ein furchtbar schwerer Augenblick für ihn und alle seine Hoffnungen gewesen sein, als die Ärzte in jener Nacht der Geburt zu ihm kamen und ihm sagten, daß Gefahr fürs Leben der Kaiserin bestände, wenn die Entbindung nicht bald beendet würde und ihm die Erlaubnis baten, das Leben des Kindes, falls es nötig sei, zu opfern. Er wies sie an, so zu handeln, als wenn sie eine einfache Frau aus dem Volke vor sich hätten und keinesfalls ihm zu Gefallen das Leben der Frau aufs Spiel zu setzen, um das Kind zu retten. Vor allem sollte die Kaiserin erhalten bleiben. Sein Sohn entwickelte sich zu einem schönen, klugen und gutgearteten Menschen, der im Äußeren eine große Ähnlichkeit mit seinem Vater hatte. Er war allerdings höher von Gestalt, schmaler und nicht so kräftig, aber wir finden bei ihm dieselbe hohe, schöne Stirn, dieselben Augen und denselben klassischen Gesichtsschnitt — aber das ganze

Unflüß weit mehr verfeinert, vergeistigt und in ihm offenbar einen Mangel von jener Kraft und Energie, die das Gesicht des Vaters in so hohem Maße zeigte. Er besaß augenscheinlich auch nicht die Lebensstärke, wie sein Vater; er starb früh und es machte sich hier wohl wieder die alte Regel bemerkbar, daß geistig hoch stehende Männer oft nur Kinder mit geringer vitaler Kraft erzeugen.

V.

Wissenschaft und Künste.

Im Großen und Ganzen waren seine positiven Kenntnisse wohl nicht besonders groß, aber er hatte sie stets gegenwärtig und wußte sie bei seiner lebhaften Einbildungskraft derartig zu verwerten, daß er dadurch immer imponierte. Übrigens behauptete Tallenrand, daß er sich, wenn er mit geistig bedeutenden Leuten zusammenkam, im Stillen sorgsam auf die Unterhaltung vorbereitete. Seine Schlagfertigkeit unterstützt von seiner hohen Stellung und seinem großen Selbstgefühl, gaben ihm dann von vornherein ein bedeutendes Übergewicht. Immer aber zeigte er sich mit Vorliebe als Anhänger der humanistischen Bildung, als einen beinahe einseitigen Verehrer der antiken Welt, wenngleich sich sein Urteil über manche ihrer Hauptpersonen in Laufe der Jahre nicht unwesentlich änderte. In Ägypten langweilte ihn die Ilias mit ihren Helden, auf St. Helena dagegen war er entzückt von diesem Werke. Er las laut mehrere Gefänge und nannte Homer, weil er Dichter, Redner, Historiker, Gesetzgeber, Krieger, Geograph und Theologe in einer Person sei, den Encyklopädisten seiner Zeit und besonders fein berührt bei ihm der Hinweis auf den Gegensatz zwischen der Rohheit der Sitten und der Höhe der Gedanken: „Man fleht sie die Tiere töten und mit eigenen Händen das Fleisch bereiten, daneben aber führen sie Reden, die von seltener Beredsamkeit und hoher Kultur zeugen“.

Nicht befreunden konnte er sich mit der Episode aus der Odyssee, in welcher der Kampf des Odysseus mit dem Bettler Irus geschildert wird. Er fand denselben unpassend und eines Fürsten durchaus unwürdig. Der bloße Gedanke, von einem Elenden geprügelt zu werden, war ihm unerträglich. Napoleon machte auch mit den griechischen Tragikern Bekanntschaft, aber im Anschluß an diese Lektüre sprach er oft sein Bedauern aus, daß die Römer keine Tragödien gehabt hätten. Das griechische Wesen lag seinem Charakter viel ferner wie das Römertum, und namentlich die römische Geschichte imponierte ihm ungemein. Ihre großen Resultate lagen ja klar zu Tage, und über Cäsar machte er die eingehendsten Studien, deren Resultate er in dem dem Grafen Marchand diktierten *Précis des guerres de Jules César* niederlegte. Er rechnete Cäsar neben Alexander und Hannibal zu den größten Feldherrn des Altertums, die für alle Zeiten ein Vorbild zu sein verdienten. Allerdings schwankte sein Gesamturteil über Cäsar, dem er einmal eine so auffällige Schwäche bei manchen Gelegenheiten nachsagte, daß er eine allzugroße Verherrlichung nicht verdiene, den er dann aber wieder die tätigste, erhabenste und schönste Seele und einen der lebenswürdigsten Charaktere der Geschichte nannte¹²⁾. Dann stellte er Alexander über Cäsar, und den Grund seiner Vorliebe für den macedonischen König fand er in dem Plan und der meisterhaften Ausführung des asiatischen Feldzuges. Wahrhaft tragisch mutet das Urteil über Alexander auf der Höhe seines Ruhms an: „unglücklicherweise wurde er, als er den Zenith seines Ruhmes und Erfolges erreicht hatte, vom Schwindel erfaßt; er hatte mit der Seele Trajans begonnen und endigte mit dem Herzen Neros und den Sitten Hellogabals“. Über beide, Cäsar und Alexander als Feldherren, stellte er aber Hannibal, über dessen Alpenübergang er lehrreiche Untersuchungen anstellte, durch die er dem Genie des Karthagischen Feldherrn volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Napoleon lebte in altklassischen Reminiszenzen, und daher sind auch alle seine öffentlichen Kundgebungen mit ihnen durchsetzt, die, zwar phrasenhaft, manchmal schülerhaft schwülstig, durch den ihnen innewohnenden poetischen Hauch aber das Meer elektrisierten. Er besaß wie kein anderer das Talent, die Einbildungskraft anzuregen und einen beispiellosen Enthusiasmus durch seine eigene Begeisterung hervorzurufen. Dazu benutzte er als Mittel mit Vorliebe die großen Gestalten der Römerzeit, die er vor den Augen seiner Truppen heraufbeschwor. Und auch sonst zeigte er jederzeit seine Vorliebe für große Männer der Geschichte. Als im Jahre 1796 die demokratischen Parteigänger Frankreichs in dem von ihm belagerten Genua die Bildsäule des Andreas Doria zertrümmert und die Bruchstücke auf einen der zahlreichen eben aufgepflanzten Freiheitsbäume aufgehängt hatten, da geriet er trotz des alten Nationalhasses der Korsikaner gegen Genua in eine edle Entrüstung und schrieb eigenhändig den Befehl zur Wiederherstellung der Säule an die Machthaber in der Stadt: „Andreas Doria“, heißt es in dem Briefe, „war ein großer Seemann und ein großer Staatsmann, Aristokratie war in seiner Zeit Freiheit, ganz Europa beneidet Ihre Stadt um die Ehre, diesen berühmten Mann hervorgebracht zu haben; ich zweifle nicht, daß Sie es sich angelegen sein lassen werden, seine Bildsäule von Neuem aufzustellen; ich bitte Sie, mir zu gestatten, einen Teil der hierzu erforderlichen Kosten zu tragen, da ich mit denen zu teilen wünsche, welche für den Ruhm und die Wohlfahrt ihres Landes eifrig wirken.“

Die Wissenschaften und ihre Vertreter behandelte der Kaiser stets mit Auszeichnung und gerade die Bedeutendsten von ihnen, Laplace, Cuvier, Lagrange u. a., waren seine begeistertsten Anhänger und Lobredner seines Genius; er zeigte bei der Vergabung von Stellen an Gelehrte und Künstler einen weiten Blick und im Allgemeinen einen reinen und geläuterten Geschmack, wenngleich er auch hier sich oft

genug von Sympathien und Antipathien leiten ließ. In der Musik war er leidenschaftlicher Anhänger der italienischen Schule und ließ mit großen Kosten italienische Sänger und Komponisten nach Paris kommen, die zum Teil öffentlichen Unterricht erteilen mußten. Ebenso liebenswürdig und hilfsbereit war er gegen die Schauspieler, die seine Günstlinge hatten. Daß er den großen Talma über alles schätzte und mit ihm fast freundschaftlich verkehrte, ist bekannt, und sein gutes Verhältnis zu der Mars, der eleganten und schönen Verkörperin Molière'scher Frauenfiguren, beruhte nicht bloß auf der Bewunderung ihrer Reize, sondern auch auf der Wertschätzung ihres Talentes. Über seine literarischen Ansichten klärt am Besten eine kleine Geschichte auf, die die emsige Frau von Rémusat erzählt und die so anschaulich und plausibel vorgetragen ist, daß man nicht gut an ihrer buchstäblichen Wahrheit zweifeln kann; sie zeigt so recht den ganzen Napoleon, den großen, klugen, alles begreifenden, alles erfassenden und richtig beurteilenden, energischen und tatkräftigen Mann, aber auch den egoistischen und harten Übermenschen im reinsten Lichte. Frau von Rémusat schreibt³⁹⁾: „Eines Abends während unseres Aufenthaltes in Boulogne brachte nun Bonaparte das Gespräch auf die Literatur; der Dichter Lemercier, den er sehr schätzte, hatte mir bei meiner Abreise von Paris ein eben vollendetes Trauerspiel anvertraut, um es gelegentlich dem ersten Konsul mitzuteilen; das Manuscript führte den Titel „Philipp August“ und enthielt manche Anspielungen auf Bonaparte selbst. Dieser wollte es laut lesen, als wir beide uns allein befanden, was zu einer spaßhaften Scene Veranlassung gab. Man denke sich den hastigen Mann, der nie Zeit hatte und alles, was er tat, überstürzte, auf einmal genötigt, eine lange Reihe von Versen ruhig zu lesen, noch dazu Alexandriner, deren Rhythmus er gar nicht kannte und die er deshalb auch so schlecht aussprach, als verkünde er gar nicht, was er las. Und dabei hatte er die Gewohn-

heit⁸⁹⁾, jedes Buch, sowie er es aufgeschlagen hatte, und einige Seiten darin gelesen, auch sofort zu beurteilen. Ich bat ihn um das Manuskript und begann daraus vorzulesen, aber nun unterbrach er mich und redete immer zwischen hinein, tadelte die Anlage und Charaktere, und nahm endlich wieder selbst das Heft zur Hand. Dann fing er an, ganze Seiten zu durchstreichen und eine Menge Randbemerkungen dazu zu schreiben, er durfte das schon wagen, denn das Stück war nicht besonders, aber seltsamer Weise bedeutete er mir am Schlusse der Lektüre, es sei ihm unlieb, wenn der Verfasser erführe, daß die vielen Striche und Bemerkungen von einer so bedeutenden Hand wie der seinigen herrührten und er bat mich deshalb, dieselben auf meine Rechnung zu nehmen. Wie man sich denken kann, wehrte ich mich stark gegen diese Zumutung, aber ich hatte große Mühe, Bonaparte davon abzubringen; ich gab ihm zu bedenken, daß es von seiner Seite einigermaßen befremdlich sei, so viel in dem Manuskript eines Autors gestrichen und geändert zu haben, aber daß es im höchsten Grade unpassend sein würde, wenn ich mir solche Freiheit erlaubt hätte. „Meinetwegen, aber ich gestehe Ihnen zugleich, daß mir Ihr ewiges „passend und unpassend“, welches Sie bei jeder Gelegenheit anwenden, ganz und gar nicht gefällt. Diesen Ausdruck haben die Einfältigen erfunden, um sich den geistreichen Menschen dadurch in Etwas näher zu bringen und im Grunde ist es nichts als ein sozialer Anebel, der den Starken belästigt und nur dem Schwachen zugute kommt. Für diejenigen, die ohnehin nichts Bedeutendes und Großes in diesem Leben zu thun haben, mag er ganz bequem sein, aber Sie werden mir doch einräumen müssen, daß es z. B. für mich Gelegenheiten geben kann, wo ich gezwungen bin, Ihr „passend und unpassend“ beiseite zu setzen“. — „Und doch“, wagte ich ihm zu entgegnen: „ist auch das Leben gewissen Regeln und Gesetzen unterworfen wie eine dramatische Arbeit, das wahre Genie erkennt sie

hier wie dort gern an und ist dann vor Ausschreitungen sicher, die der gute Geschmack verurteilt“. — „Alha! der gute Geschmack! — das ist schon wieder einer von Ihren klassischen Ausdrücken, von den ich nichts wissen will, es liegt vielleicht an mir, aber es gibt gewisse Regeln und Gesetze, für ich nun einmal kein Verständnis habe. So läßt mich z. B. das, was Sie den Styl nennen, den schlechten und den guten, ganz gleichgültig; für mich ist die Kraft des Gedankens Alles. Deshalb war mir früher Ossian so lieb und eben aus diesem Grunde hatte ich das Rauschen und Brausen der Wogen und Winde so gern; in Ägypten riet man mir, die Ilias zu lesen, aber ich fand sie langweilig. Was die französischen Dichter anbetrifft, so verstehe ich eigentlich nur Corneille; er hatte Verständnis für Politik und hätte mit der nötigen Ausbildung ein Staatsmann werden können, und gerade weil ich die dramatischen Gefühle dabei ausschließe, glaube ich ihn besser zu beurteilen als jeder andere. So habe ich noch kürzlich über den Schluß in seinem „Cinna“ nachgedacht; anfangs schien er mir nur deshalb gemacht zu sein, um zu einem pathetischen 5. Akt zu gelangen, denn die königliche Gnade, wenn sie sich nicht auf die Politik stützt, ist nur eine armselige Tugend und ein Augustus, der plötzlich ein gutherziger Fürst geworden, schien mir das schöne Stück nicht würdig genug zu schließen. Als ich aber einst Monvel in der Rolle sah, ist mir das wahre Verständnis dafür aufgegangen; er gab den Worten „Soyons amis, Cinna“ einen so feinen und geschickten Ausdruck, daß ich sofort begriff, wie dies edelmütige Verfahren nur despotische Verstellung sein könne und so wurde mir das, was mir in Bezug auf Gefühl kleinlich erschien, als politische Berechnung bedeutend. So müssen aber jene Worte ausgesprochen werden, daß das Publikum sofort versteht, das nur Cinna der Betrogene ist. Was Racine betrifft, so gefällt mir seine Iphigenie ungemein; das ganze Stück atmet die poetische Lust Griechen-

lands. Im Britannicus hat er sich zu sehr an Tacitus gehalten, gegen den ich ein Vorurteil habe, denn er begründet nicht genug, was er behauptet. Die Voltaire'schen Tragödien sind gewiß leidenschaftlich, aber es fehlt ihnen an geistiger Tiefe. So ist sein „Mahomet“ weder ein Prophet noch ein echter Araber, sondern nichts als ein Betrüger, der aussteht, als wäre er auf der polytechnischen Schule in Paris erzogen worden, denn er zeigt seine Macht und die ihm zu Gebote stehenden Mittel in einer Weise, wie ich sie meinem Jahrhundert zeigen würde. Dann ist auch die Ermordung des Valers durch den Sohn ein nutzloses Verbrechen. Große Männer dürfen nie ohne Grund grausam sein. Die Lustspiele endlich kommen mir immer vor, als wollte man mich zwingen, mich für das Tee- und Kaffeegeschwätz in dem Salon zu interessieren. Man mag meiner wegen Molière bewundern; ich teile diese Bewunderung nicht; er stellt alle seine Figuren in einen Rahmen, in welchem ich mich nicht herbeilassen würde, sie zu betrachten.“

Von diesen merkwürdigen, klugen, meist richtigen Bemerkungen ist wohl die merkwürdigste und bezeichnendste für Napoleon die über Tacitus, bezeichnend deswegen, weil er hier, wie auch sonst, für die Herrscher, die der Geschichtsschreiber angreift, eintritt und merkwürdig, weil Napoleon, der natürlich keine speziellen philologischen Kenntnisse haben konnte, mit seinen Ausführungen dieselben Vorwürfe gegen Tacitus erhebt, die nachher von wissenschaftlich gebildeten Philologen erhoben und begründet worden sind. Er ahnte ihre Berechtigung.

Für die Bedeutung des Mannes bezeichnend ist, daß seine Regierungszeit, so kurz sie war, einen eigenen Kunststil hinterlassen hat, der noch heute, nach 100 Jahren, eine mächtige Wirkung ausübt. Dieser Kunststil ist nicht etwa nur von den Architekten und Dekorateuren erfunden worden, der Kaiser hat ihn seiner Zeit selbst beeinflußt. Er hatte

allerdings nicht die Zeit, auch nicht in seiner Jugend, um in den Künsten ausführlichere Studien zu machen, er nahm sich nachher kaum die Muße, sich die Galerien in den von ihm eroberten Ländern anzusehen, aber auf zwei Kunstgebieten, mit denen er sich stets stark beschäftigt hat, hat er unzweifelhaft starke seelische Bedürfnisse gehabt; das waren das Theater und die Architektur. Wie wir eben hörten, verlangte er festgefügte Formen und rethorische Schönheiten als das erste von einem wirklichen Bühnenstück. Er war für alles Antikisierende in der Kunst und für die naturalistischen Bestrebungen, soweit sie schon damals auftraten, hatte er nichts wie Spott und Ablehnung übrig; er tat sie noch in St. Helena mit den Worten ab, daß gewisse Dinge zu unmoralisch seien, um auf der Bühne gesagt zu werden. Dabei hatte er in einer gewissen Zeit seines Lebens eine große Vorliebe für die Rousseau'schen revolutionären Schriften, dessen pessimistische Art, die Menschheit und die Zivilisation zu beurteilen, ihm gefielen. In seinen jüngeren Jahren bediente er sich zuweilen Rousseau'scher Sätze, um seine politischen Meinungen zu verteidigen, später hat er dann aber die Schwärmerei für Jean Jacques, den er einen Schwächer, einen zuweilen beredten Ideologen, einen Narren nannte, den er niemals begriffen und niemals geliebt habe, gänzlich aufgegeben. Im übrigen aber war es charakteristisch, daß der Kaiser seinen Geschmack in der Lektüre im großen und ganzen fast nie geändert hat. Er hat selbst Jugendentragödien geschrieben, sie sind aber verschwunden, und wie man annehmen darf, auf sein eigenes Zutun. Das Nachdenken des Herrschers Napoleon beschäftigte dann am intensivsten die Architektur, und auf diesem Gebiete war es ihm beschieden, selbst schöpferisch zu sein, wie die zahlreichen großen Bauten und die neuen Straßenzüge, die seine Regierung in Paris hinterließ, beweisen. Er fand in Percier und Fontaine zwei Architekten, die seine Ideen begriffen, ihm selten widersprachen und die vor allem, was

ihm sehr wichtig war, seine Finanzen nicht in Unordnung brachten. Napoleon hatte im Gespräch mit Künstlern die nicht bei jedem Herrscher übliche Gewohnheit, diesen das Wort zu überlassen und mit seinen eigenen Ideen zurückzuhalten; er machte allerdings Vorschläge, gab aber auch Abänderungen zu. In manchen seiner Kunstmeinungen erkennt man orientalische Einflüsse, die auf die ägyptische Expedition zurückzuführen sind, von der ja überhaupt bekannt ist, daß sie seine Phantasie stark beeinflusst hat. Eine seiner architektonischen Ideen war z. B. die Errichtung des großen Elephanten auf dem Bastilleplatz im Jahre 1808, der dort bis 1840 gestanden hat. Die Pariser wunderten sich nicht wenig über das fremde Riesengeschöpf auf einem öffentlichen Platze, das so unklassisch wie möglich aussah. Die Schöpfung neuer Straßenzüge in Paris, z. B. der gewaltigen Rue de Rivoli, die den Osten der Stadt mit dem Westen verbindet, entsprach am meisten der aufs Grandiose ausgehenden, aber in geraden Linien arbeitenden Phantasie des Kaisers. Die großen Palastpläne, die er skizzierte, z. B. der für den König von Rom, sind nicht ausgeführt worden. Zur Malerei und Plastik stand er in einem ziemlich äußerlichen Verhältnis und das ging so weit, daß er Malern und Bildhauern nur sehr ungern Sitzungen bewilligte und dadurch sich sehr von seiner Schwester Pauline, die ja bekanntlich den Künstlern ihrer Zeit in jeder Form Modell stand, unterschied.


Die Frage, wie Napoleon zur Religion und insbesondere zum Christentum gestanden habe, ist nicht leicht zu entscheiden; er umging eine genaue Stellungnahme und suchte diplomatisch eine Festlegung seiner Denkungsweise zu vermeiden. In seinem Testamente räumte er den religiösen Vorstellungen ⁴⁰⁾ zwar einen größeren Einfluß als gewisse engherzige Philosophen zugeben wollten, ein: sie könnten der Menschheit gute Dienste leisten und wenn man sich mit dem Papst gut stelle, so könne man stets über die Gewissen

von hundert Millionen Menschen Macht ausüben, aber er zeigte damit auch zugleich seinem ganzen Charakter entsprechend, daß er das Christentum nur nach dem von ihm ausgehenden Einfluß bewertete, und damit in Einklang steht sein merkwürdiger Ausspruch über den Mohammedanismus: „Mohammedaner folgen einer Religion, die einfacher und in ihrer Moral angemessener ist als die unsrige“. In zehn Jahren, setzte er hinzu, habe ihr Gründer die halbe Welt erobert, was die christliche Religion erst in drei Jahrhunderten zustande gebracht habe. Nach seiner Meinung war die Gottesidee etwas Natürliches, da sie zu allen Zeiten und bei allen Völkern bestanden habe; er selbst bezeichnet sich als einen Materialisten, der durch den Anblick so vieler Menschen, die im Kriege den Tod gefunden hätten, dazu geworden sei und fügte hinzu: „Alles ist Materie, o Eitelkeit der Eitelkeiten“. Er ist niemals ein überzeugter, rechtgläubiger Katholik gewesen und wenn er ein Katholik blieb, so tat er es nach dem von ihm geäußerten Grundsatz: „Je suis catholique, parce que mon père l'était et parce que c'était la religion de la France“. Gegen den Volksglauben sprach er sich sogar ein paar mal spöttisch aus; auch zeigte er auf seiner Reise nach St. Helena nicht das geringste Interesse, als in Funchal ihm ein Priester seine Begleitung nach dem Verbannungsorte anbot. Dort beschränkte sich die Übung religiöser Gebräuche auf ein gelegentliches Lesen der Bibel, und als Frau von Montholon ihm ihr neugeborenes Kind vorstellte, bemerkte er scherzend, daß Las Cases die geeignete Person sei, den Taufakt an dem Kinde zu vollziehen, worauf die Mutter antwortete, daß Las Cases doch zu wenig Christ dazu sei. Die beiden Priester, die in den letzten Jahren auf der Insel bei ihm waren, gewannen gar keinen Einfluß auf ihn und wenn auch der eine bis zuletzt ihm ein angenehmer Hausgenosse war, so hat er sich ihm doch niemals mit geistlichem Zuspruch nähern dürfen.

Napoleon lernte das Schreiben so mangelhaft, daß er Zeitlebens mit der Rechtschreibung auf schlechtem Fuße stand und so wunderbar hierüber die Angaben seiner Zeitgenossen klingen mögen, sie sind ganz zweifellos richtig. Ein Blick auf die zahlreichen uns erhalten gebliebenen, eigenhändigen Briefe Bonapartes bietet nach dieser Richtung, sowohl in stilistischer wie graphologischer Beziehung, viel Beachtenswertes dar.

Der Stil ist meist schwerfällig, schwülstig, auffällig unklar und knabenhaft. Die Briefe machen oft den Eindruck, als seien sie von einer nicht völlig reifen Persönlichkeit verfaßt, die sich mühselig den Ausdruck ihrer Empfindungen abgerungen habe, und dieser Kampf mit dem Ausdruck ist nicht immer ein siegreicher. Das Niedergeschriebene ist nicht der klare Spiegel seiner Gedanken und Gefühle. Napoleon ist kein Meister der Feder, er erscheint, wo er schreibt, als unnatürlich und gezwungen, seine schönen Gefühle, denen er in so schwerer aber vergeblicher Arbeit einen schönen Ausdruck verleihen möchte, erscheinen unwahr, übertrieben und gekünstelt.

Dabei war er bis zu seinem Ende nicht imstande, italienisch richtig zu schreiben, noch viel weniger französisch und sein Pariser Lehrer verglich seine knabenhaften Aufsätze nicht unpassend mit geschmolzenem Granit. Überhaupt war seine Kenntnis der Sprachen fast ebenso gering und mangelhaft wie seine Vorliebe zu ihnen, so daß er in seinen Jugendjahren wenig Zeit zu ihrer gründlichen Erlernung verwandte. In späteren Jahren, als Konsul und Kaiser, fand er dann einfach die Zeit nicht mehr, die Lücken seines Wissens auszufüllen und daher schrieb er am liebsten auch nicht selber, sondern diktierte seine Briefe, Entscheidungen und Exposés. Es ist bekannt, daß er imstande war, mehrere Briefe verschiedenen Inhalts zu gleicher Zeit zu diktieren, ohne sich durch die in ihnen enthaltenen, verschiedenen Materien verwirren zu lassen. Die Sekretäre hatten es dabei nicht leicht. Stenographie



war noch nicht erfunden, und die gewöhnliche Schrift war nicht imstande, den vielseitigen und schnell geäußerten Ideen des Kaisers richtig zu folgen, was ihn, der ja nicht über einen besonders großen Besitz von Geduld verfügte, oft recht verdroß und in Aufregung brachte. Seine Diktate waren daher gefürchtet, und nur mit Schrecken vernahmen seine Untergebenen den Befehl, ihm mit der Feder zu folgen, weil es dann fast nie ohne einen Konflikt abging. Zuletzt schrieb er mit eigener Hand so gut wie nichts. Seine Handschrift war ziemlich schlecht und unleserlich, so daß oft genug nicht einmal er selbst sie entziffern konnte. Das schlimmste war, daß er nicht die nötige Geduld zu der mechanischen Arbeit des Schreibens besaß. Die außerordentliche Beweglichkeit seines Geistes gestattete ihm eine Beschäftigung nicht, bei der notgedrungen sich ein Teil des Körpers dem anderen unterordnen mußte. Er ging beim Diktieren mit hastigen, großen Schritten in seinem Kabinett auf und nieder, und die schreibenden Herren hatten dann stets ihre liebe Not, ihm zu folgen, weil er ihnen keine Zeit ließ, sich zu sammeln. Er sagte nie etwas zweimal, und seine Worte waren oft unverständlich. Seine Sekretäre hatten sich eine Art von Abkürzungsmethode zurecht gemacht, mit der sie manches auslassen und überspringen konnten, die aber nur ihnen verständlich war; andererseits aber wußte der Kaiser immer genau, was er gesagt hatte und wollte, daß alles auch wörtlich wiedergegeben sei; er wurde böse, wenn etwas geändert war oder gar fehlte.

Wenn er eine Unterredung hatte, wobei er längere Ausführungen machte und lebhaft wurde, pflegte er im Zimmer hin- und herzugehen³⁹); allerdings sprach er für gewöhnlich nicht zusammenhängend und nicht anhaltend; er gesticulierte beim Reden lebhaft und war er besonders guter Laune, dann pflegte er den Angeredeten scharf, aber freundlich anzublicken und ihn scherzend am Ohr zu zupfen; am lebhaftesten wurde er, wenn er von der ägyptischen Expedi-

tion erzählte, die ihm das liebste Gesprächsthema war. Wenn darauf die Rede kam, dann wurden seine Züge lebhaft, und seine Augen bligten. Mit ihren alten Teilnehmern unterhielt er sich besonders gern und so wie er mit ihnen zusammenkam, sprach er fast ausschließlich über diese Zeit „Erinnern Sie sich noch“, sagte er so einmal, „wie wir an den Ufern des Nils unter Palmen wandelten, auf einem klassischen Boden, den auch Cäsar und Pompejus betreten haben; welche schöne poetische Zeit; die Orientalen staunten mich an, wie einen neuen Propheten, o über ein solches Volk zu herrschen, das wäre eine Freude gewesen; hier in Frankreich ist alles nüchterner, und wir haben hier mit der Realität zu rechnen und müssen uns nach ihr bequemen, das haben wir in Ägypten nicht nötig“. Überhaupt brachte ihn oft genug eine ihn anregende, ganz zufällig entstandene Unterhaltung dazu, über die seinen Geist und sein Herz erfüllenden Fragen sich auszusprechen und vor den Anwesenden eine Art Glaubensbekenntnis abzulegen. Es war ihm dann ganz gleichgültig, wer zuhörte; er sparte dabei gelegentlich nicht mit keßerischen Äußerungen, schonte gegebenen Falles niemand, verfehlte aber niemals, auch nicht in den Jahren seines höchsten Glanzes, den von ihm verehrten großen Männern der Geschichte, an denen sein Herz mit Bewunderung hing, in aufrichtiger Dankbarkeit seinen Tribut zu zollen.

Frau Thumm-Kinkel, deren Arbeiten in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Welt erregt haben, und die einen direkten ätiologischen Zusammenhang zwischen Charaktereigenschaft und Handschrift auf eine eigenartige Weise demonstriert, hat die Liebenswürdigkeit gehabt, mir eine Analyse der Handschrift Napoleons und zwar nach der nachfolgenden Reproduktion eines eigenhändigen Briefes zu geben. Diese Analyse ist an der Hand der in den Werken der Frau Thumm niedergelegten Grundsätze gemacht; sie kann durch die Veröffentlichungen der

mütslage, die vielleicht nicht zum geringen Teil auf physiologische Dinge zurückzuführen war, und zwar waren es Leber und Darm, die ihm viel zu schaffen machten trotz seiner relativ großen Lebenskraft.

Seine außerordentliche Festigkeit und maßlose Erregbarkeit standen im Gegensatz zu gütigen, weichen und großmütigen Regungen, heitere Lebensauffassung fehlte, nicht aber eine Begabung für witzige und ironische Wendungen, die sich oft genug auch zu der übertriebenen einseitigen Form der Satire, zu Hohn und Spott steigerten; Züge für Klugheit, Stelligenz, für psychologische feinsinnige Menschenkenntnis, aber auch für grausame Spottsucht finden wir in Menge bei ihm.

Napoleon besaß ein großes oratorisches Talent, eine zündende Kraft der Worte, jedoch in Kürze und prägnanter Ausdrucksform; er war sehr erotisch veranlagt, manche Zeichen sprechen dafür, daß er darin über alle Maßen tolerant gegen sich war, eine Vorliebe für Zweideutigkeiten, ja offenbare Trivialitäten hatte. Allerlei Eitelkeitszeichen stehen mit dem Großzügigen, Gewaltigen dieses Geistes und Charakters merkwürdig wenig im Einklang; er war hochgradig arrogant, auch sehr empfindlich und hier und da von fast geschmackloser Selbstgefälligkeit.

Ein tiefes Mißtrauen hielt seine Seele gefangen.

Ein starker Drang nach Betätigung, ein eiserner Fleiß und eine gewaltige Energie und Entschlossenheit waren ihm eigen, und ein maßloser Ehrgeiz, eine rücksichtslose, ans Fanatische grenzende Herrschaftsucht halfen ihm, jedes Hindernis überwinden.

Er konnte großmütig sein, verstand es aber auch, das Geld zusammenzuhalten.

Er hatte einen offenen Blick für das künstlerisch Schöne. Das Nervensystem war pathologisch betroffen.“

VI.

Napoleons Ende.

Im Laufe der Jahre wurde es um den Entthronten, Verbannten immer einsamer; es blieben, nachdem vier Personen seiner niederen Umgebung schon im Jahre 1816 die Insel der Kostenersparnis wegen auf Wunsch der englischen Regierung hatten verlassen müssen, Las Cases mit seinem Sohn und General Bourgaud kurze Zeit danach nach Europa zurückgekehrt waren, von seiner nächsten Umgebung nur Graf Montholon und Bertrand zurück und sie blieben bis zu seinem Tode, der bekanntlich am 5. Mai 1821 nach langer, langsam fortschreitender Krankheit erfolgt ist. Der Kaiser starb, wie allgemein angegeben wird, an Magenkrebs, der seit Anfang des Jahres rasche Fortschritte gemacht und die ersten Symptome angeblich im Jahre vorher gezeigt hatte. Am 15. April schrieb er eigenhändig sein Testament nieder, in dem er nicht bloß die bis zuletzt bei ihm gebliebenen Personen, sondern auch eine große Anzahl verdienter Generale und Beamte des Kaiserreichs mit reichen Legaten bedachte, und zwar aus einem Depot von 6 Millionen Franken, das er bei seiner Abreise von Paris bei dem Bankhause Vassite hinterlegt hatte, und dessen Rest unter die Verwundeten von Belle-Alliance und die Angehörigen des Bataillons von Elba verteilt werden sollte. Sein ganzes übriges, auf 200 Millionen berechnetes Privatvermögen bestimmte er zur Hälfte

für die Offiziere und Soldaten des französischen Meeres von 1792 bis 1813, zur anderen Hälfte für die Orte und Städte derjenigen Gegenden Frankreichs, die 1814 und 15 am meisten gelitten hatten. Seine Asche, so wünschte er, sollte an der Seine, mitten unter dem französischen Volke, ruhen, das er so sehr geliebt hatte; seinem Sohn hinterließ er seine Ordenszeichen, Schnupstabakdosen, Silbersachen, die Waffen, Sättel, Sporen, den grauen Rock und den blauen Mantel von Marengo und seiner Gemahlin gedachte er, der doch sicher durch die Engländer von ihrer schändlichen Aufführung unterrichtet war, mit liebevollen, schönen Worten. Am 2. Mai fuhr er im Fieberwahn in die Höhe und rief die Namen der Generale seiner Jugend „Steingel“, „Désaix“, „Masséna“, er sah Italiens Sonne sich in den Bajonetten spiegeln und am 5. Mai nachmittags 6 Uhr, als ein gewaltiger Orkan über die Insel dahintobte und den letzten Baum bei Longwood entwurzelte, ging er langsam und schmerzlos, nach 12 stündigem Todeskampfe ein. Seine letzten Gedanken, die letzten Worte gehörten dem, was er auf Erden am meisten geliebt hatte: „France!“ „Armée!“ „Tête d’armée!“ „Joséphine!“ konnte sein treuer Freund und Pfleger den Sterbenden flüstern hören.

Napoleon ist — wie allgemein geglaubt wird — am Magenkrebs gestorben. Jahre lang hat ein Streit über seine Todesursache, die direkte und indirekte, getobt. Es dürfte an der Hand der bekannten Tatsachen und Feststellungen auch heute nicht leicht sein, ihn zu entscheiden. Napoleons Freunde hatten, gestützt auf einen Bericht des wegen seiner napoleonfeindlichen Haltung von der englischen Regierung aus St. Helena entfernten Arztes O’Meara behauptet, daß die ungenügende Wohnung, das ungesunde Klima, die geringe Bewegung, das schlechte Wasser, kurz die ganze schlechte Unterbringung auf der Insel ein chronisches Leberleiden bei ihm bewirkt habe, das an einem gesünderen Orte nicht aufgetreten wäre. Der



Kaiser, der namentlich in den letzten Monaten an heftigen Schmerzen in der Gegend der Magengrube gelitten hatte, glaubte selbst, daß die Leber der Sitz dieser Schmerzen sei und stöhnte in der letzten Zeit oftmals „le foie, le foie!“ Kurze Zeit vor seinem Tode, Anfang April, wurde von einem neu hinzugezogenen englischen Arzte, Dr. Arnott, die Diagnose Magenkrebs gestellt, und die bisherige Annahme, daß es sich um ein endemisches Leberleiden oder um ein gastrisches Fieber (*febris gastrica pituitosa*) handelte, erledigt. Die Sektion ergab angeblich die Richtigkeit dieser neuen Diagnose. Mit Ausnahme des mit „Geschwüren“ bedeckten Magens waren alle Organe gesund, die Leber ziemlich groß, aber angeblich nicht erkrankt. Auffällig in hohem Grade war das Fehlen der Abmagerung, die man gewöhnlich bei an Krebs Verstorbenen beobachtet. Der Körper hatte vielmehr eine auffallende Fülle. Der Krebs galt damit als erwiesen, wenngleich kein Anlaß zu seiner Entstehung vorhanden war. Daß er etwa durch die Schädigungen der Gefangenschaft entstanden sei, war und ist nach den Anschauungen über das Wesen des Krebses nicht anzunehmen. Endemische Einflüsse haben, soviel wir von seiner Ätiologie wissen, nichts mit ihm zu tun. Desgleichen können häufig wiederkehrende Mageninsulte bei der Nahrungsaufnahme nicht die Ursache gewesen sein. Napoleon war Zeit seines Lebens ein sehr mäßiger Mann; er aß allerdings unregelmäßig, wenn es ihm mit den Geschäften gerade paßte, er legte auf das Essen keinen großen Wert. Die Nahrungsaufnahme war für ihn mehr ein Geschäft zur Erhaltung des Lebens, seine Diners mehr ein Mittel der Repräsentation als ein Genuß, den er ersehnte. Er verwandte daher auf seine Mahlzeiten, auch auf die, zu denen er hohe Gäste geladen hatte, nur sehr geringe Zeit. Er aß schnell und hastig und bevorzugte besonders gewürzte Speisen. Es wurde wie im Galopp an seiner Tafel serviert und die Teilnehmer kamen weder zur Ruhe, noch zum Genuß des Essens. Nur einmal

fiel ihm dabei auf, daß seine Gäste bei der Schnelligkeit des Servierens gar nichts genießen konnten, und er machte zu einem Adjutanten eine Bemerkung darüber; als er dann aber hörte, daß seine Gäste in kluger Voraussicht sich regelmäßig satt zu essen pflegten, bevor sie sich an seine Tafel setzten, da sie ja alle seine üble Angewohnheit kannten, war für ihn die Sache erledigt und er hat sich niemals mehr darum gekümmert. Bei der Überfahrt nach St. Helena mußte er oft $1\frac{1}{2}$ Stunden bei Tisch aushalten, was ganz gegen seine Gewohnheit war und ihn sehr ungeduldig machte. Dazu kam, daß die englische Küche gar nicht seinen Beifall fand, sodaß er nach Beendigung der Tafel sofort auf Deck lief, um durch eine längere Promenade auf demselben die angesammelte Ungeduld aus dem Körper zu bringen. Wenn der Kaiser im Essen sehr mäßig war, so war er es noch mehr im Trinken und er sagte oft, daß man von zu vielem Essen krank werden könne, von zu wenig Essen nie, daß es ihm unmöglich sei, im Essen und Trinken Exzesse zu begehen, da sein Magen das Überflüssige sofort wieder von sich geben würde. Von solchen Exzessen wissen wir also gar nichts, am wenigstens von einer Reihe unaufhörlicher Exzesse, die dem Entstehen des Krebses etwa hätten Vorschub leisten können. Dagegen wird angegeben, daß Napoleon aus einer Familie stammte, in der Krebs zuhause war. Sein Vater war angeblich an Krebs gestorben und seine Schwestern, die lebenslustige Pauline und die stolze Karoline, starben ebenfalls an Krebs. Das gehäufte Vorkommen dieser Krankheit in einer Familie ist ja nicht besonders selten und steht zweifellos in einem ätiologischen Zusammenhang mit einer gewissen, den Familienmitgliedern gemeinsamen Disposition, über deren Natur aber auch heute uns noch nichts bekannt ist. Die Krankheit oder doch die Anlage zur Krankheit könnte, so müssen wir annehmen, Napoleon von seinem Vater ebenso geerbt, wie sie seine Schwestern geerbt haben und sie wäre bei ihm auch in

jeder anderen Umgebung ebenso aufgetreten, wie sie ja auch bei seinen Schwestern aufgetreten ist, die ja in voller Freiheit und in jedem Comfort lebten.

Aber ist er denn wirklich an Magenkrebs gestorben?

Ich gestehe, daß ich anfangs mich trotz verschiedener Bedenken dieser allgemein für richtig gehaltenen Diagnose anschließen wollte, aber eine Behauptung der Frau Thumm machte mich stutzig und veranlaßte mich, das mir zu Gebote stehende Material genauer zu prüfen. Sie sagte mir nämlich, daß in der Handschrift, namentlich aus der letzten Lebenszeit, Züge vorhanden seien, die auf eine Erkrankung der Leber hinwiesen, daß dagegen Züge für ein chronisches Magenleiden sich gar nicht vorfänden. Eine genaue Prüfung des überkommenen historischen Materials ergab einige doch sehr interessante Tatsachen, die in ihrem Komplex meinen Glauben an die überlieferte Diagnose des Magenkrebses stark erschütterten.

Sunächst ist festzustellen, daß der Kaiser selbst, seine ganze Umgebung, vor allem auch die ihn behandelnden Ärzte bis Anfang April an ein Leberleiden glaubten. Die öffentliche Meinung, die durch die alarmierenden Nachrichten über des Kaisers Gefangenschaft, die namentlich Las Cases eifrig verbreitete, aufs Höchste erregt war, schob bekanntlich der durch die englische Regierung bewirkten mangelhaften Unterkunft die Schuld an dem Leiden des Kaisers zu. Die Regierung hatte alle Ursache, festzustellen, daß das Leiden des Kaisers, das schließlich zum Tode führte, nicht auf klimatische Einflüsse zurückgeführt werden konnte. Wie kam der Doktor Arnot so plötzlich zu der Diagnose Magenkrebs? Woher kam überhaupt mit einem Male dieser Arzt? Des Kaisers Arzt war doch Antomarchi, gegen den nichts weiter vorlag, und der auf dem Standpunkt stand, daß des Kaisers Krankheit die Folge seiner Gefangenschaft sei. Wie war es möglich, daß eine Krankheit, die so charakteristische Symptome macht, wie gerade der Magen-

krebs, so lange Zeit übersehen werden konnte? Daß nirgends von einem endlosen Erbrechen, einem Abmagern des Körpers die Rede war? Magenkrebs pflegt länger als ein paar Monate zu dauern und schon früh bedenkliche, ganz leicht erkennbare Symptome mit sich zu führen, die höchstens mit denen der Magengeschwüre verwechselt werden können, er pflegt schnell matt, elend und siech zu machen. Wir wissen aber, daß Napoleon weit bis ins Jahr 1820 sich relativ guter Kräfte erfreut hat, daß er viel gegangen und geritten ist, sich im Garten an taktischen Soldatenspielen erfreute, an denen seine ganze Umgebung teilnehmen mußte, und die ziemlich Anforderungen an seine Kräfte stellten. Es ist kaum anzunehmen, daß ein Mann, der wenige Monate später an Krebs gestorben sein soll, eine derartige Munterkeit gezeigt und solche körperliche Leistungen fertig gebracht hätte.

Der frühere Arzt Napoleons, O'Meara, glaubte an ein Leberleiden, Graf Montholon hat nach seiner Rückkehr nach Europa ständig behauptet, daß die Todesursache in einer Krankheit der Leber bestanden habe, und Antomarchi, des Kaisers letzter Arzt, hat das Sektionsprotokoll nicht unterschrieben und nachher erklärt, daß er sich der darin enthaltenen Diagnose nicht habe anschließen können, da nach seiner Meinung das Hauptleiden Hypertrophie der Leber gewesen sei; allerdings habe auch daneben Magenkrebs bestanden. Man sieht, die Angaben sind so widersprechend und unsicher wie nur möglich. Auch die Sektion gibt keine genügende Aufklärung. Alle Organe mit Ausnahme des Magens sind gesund gewesen, und am Magen nur Geschwüre. Magenkrebs tritt nicht nur in Geschwüren auf, sondern vor allen Dingen in Wucherungen, die sich selten auf den Magen beschränken, oft schon im frühen Stadium auf benachbarte Organe übergreifen und darum gerade die Krankheit so hoffnungslos ernst machen. Wir hören hier nichts von solchen Wucherungen, sondern von

einfachen Geschwüren. Wer kann behaupten, daß diese krebshafter Natur gewesen sind? Die entscheidende mikroskopische Untersuchung ist nicht gemacht worden. Können es nicht ganz einfache Magengeschwüre gewesen sein? Und es muß doch ein wunderbarer Krebs gewesen sein, der zum Tode führte und doch so wenig Symptome zeigte: kein Erbrechen, nur ab und zu Brechneigung, alle Organe gesund, obgleich ein Übergang der Neubildung in andere Organe so kurz vor dem Tode doch hätte stattfinden müssen. Keine Abmagerung, sondern die Leiche war, wie ausdrücklich im Sektionsprotokoll festgestellt wird, von auffälliger Fülle. Erwähnt wird die Vergrößerung der Leber, von der behauptet wird, daß sie im übrigen gesund gewesen sei. Es ist dies eine merkwürdige Behauptung, denn eine genaue Untersuchung der Leber scheint nicht gemacht zu sein, und die Möglichkeit, daß hier eine chronische Hypertrophie des Leberbindegewebes vorlag, die allmählich zur Vernichtung der Drüsenteile und damit zum Tode führen mußte, erscheint nicht ausgeschlossen. Oder welcher Art sonst ist diese Vergrößerung gewesen? Was soll man sich bei diesem, augenscheinlich mit Absicht so allgemein gehaltenen Gutachten denken? Warum wurde die Erscheinung der Vergrößerung so nebensächlich, so unauffällig erwähnt? In einer Linie mit dem Umstande, daß das Herz klein gewesen sei? Der verdächtige Umstand, daß die der englischen Regierung so angenehme Diagnose des Magenkrebses von einem bis dahin völlig unbekannten Arzte gestellt wurde, läßt die Vermutung entstehen, daß dieser Arzt allein zum Zweck der Diagnose ans Krankenbett zitiert worden war. Auch kann die Tatsache, daß Napoleon aus einer angeblichen Krebsfamilie stammte, schließlich die Beurteilung des Falles auch nicht besonders beeinflussen, wenn man erwägt, daß die Feststellung des Krebses bei Vater und Schwestern eben so mangelhaft erfolgt sein wird, wie bei ihm selbst. Wir haben zudem nie wieder etwas davon gehört, daß andere Mitglieder der Familie Bonaparte an Krebs ge-





storben seien. Es ist also durch nichts erwiesen, daß Magenkrebs die Todesursache Napoleons war, sondern die verschiedenen Umstände sprechen mit aller Wahrscheinlichkeit dafür, daß er einen chronischen Leberleiden erlegen ist, dessen Entstehungsursache uns nicht bekannt ist, und die ich als hypertrophische Verhärtung auffassen möchte.

Als die Kunde von seinem Tode nach Europa gelangte, da atmeten die Fürsten auf, da fiel es wie ein Alp von ihrer Seele. Die Furcht, daß die Engländer ihr Wärtter- und Aufseheramt nachlässig üben könnten, und er noch einmal die Gelegenheit zur Flucht bekommen möchte, hatte sie die ganzen Jahre seiner Gefangenschaft nicht verlassen. Jetzt war ihre Sorge behoben; der auf ihnen lassende Druck von ihnen genommen. Das Volk aber, die Besten im Volke begannen sich darauf zu besinnen, was der Mann wirklich gewesen, was alles er Gutes, Großes und Förderndes, Unsterbliches geschaffen und fingen an, das Schlimme und Böse, das er ihnen getan, zu vergessen. Von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, immer mehr brach sich die Überzeugung Bahn, langsam aber unaufhaltsam, daß kaum ein Mann so viel, jedenfalls keiner mehr für die Fortentwicklung der Völker, der ganzen Menschheit, für das Steigen der Kultur in allen ihren Gebieten getan habe, wie gerade er. Ringsum Napoleon! den Ruf hören wir auch heute, und für die Größe des Mannes und seines Lebenswerkes muß es bezeichnend sein, daß diesen Ruf kein Franzose, sondern ein Germane, einer, der ihn ganz verstand und ihn sehr liebte, zum erstenmal tat, Alexander Kielland. Wie die Gebildeten seiner Zeit über Napoleon dachten, sehen wir aus dem schönen Buche Urndts: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn vom Stein“. Den Meisten war Napoleon der vom Schicksal Berufene, die seit Jahrhunderten aufgehäuften Dreckhausen zu beseitigen; Hegel war bis zuletzt sein unbedingter Verehrer, und Goethe gewann in seiner Audienz in Erfurt einen

unermesslichen Respekt vor dem Schlachtenkaiser, einen Respekt, den er bis zu seinem Tode nicht überwunden hatte; er hielt ihm die Treue, als alle den Gefürzten schmähten und wehrte die eifrigen Verkleinerer seiner Größe einmal mit den mürrischen Worten ab: „Laßt mir meinen Kaiser in Ruhe“. Byron nannte ihn the greatest, nor the worst of men, und Platen dichtete 1825 ein viele Jahre vergessene, herrliche Ode, um den tiefen Eindruck, den die Kunde von des Kaisers Tode hervorgebracht hatte, auszusprechen, wenn auch nicht Alles, was der Überschwang seiner Gefühle den Dichter sprechen ließ, heute vor dem Richterstuhl der strengen Kritik bestehen kann:

Ihr kennt das alte große Naturgesetz,
Das stets den Dichter neben den Helden stellt?
O wohl dem Dichter, wenn die Zeit ihm
Einen unsterblichen Helden vorführt!

Doch ehrt die Welt das Ewige? Liebt sie es,
Erkennt sie es demüthigen Sinns? O nein!
Wenn anders Du das Große singest,
O, so besingest Du das Unterdrückte!

Dich preise ich, ruhmgegürtefter Völkerhirt,
Der nie für sich, der stets für die Welt gedacht!
Wenn Du geruht auf tragem Polster,
Würde der Pöbel vielleicht Dich preisen.

Regier in Frieden, riefen die Menschen Dir,
Ein Rat, wie wenn am Morgen des ersten Tags
Das Nichts dem Schöpfer raten wollte:
Schlaf und erschaffe die Welt doch ja nicht!

Es haßten Dich die Völker, es haßte Dich,
Wer herrscht im Volk, die Könige haßten Dich:
O, nicht der Völker, doch mit Recht wohl
Haßt Du der Könige Haß verschuldet.

O sprich, von wem verblendet, von wem betäubt,
Verstand so schlecht Dein glühendes Herz die Welt?
Du wolltest, ja, Du wolltest Freiheit
Deiner eroberten Erde schenken!

Dich, den die Zeit so schänd'ge Tyrann gehöhnt,
Dich rühmt der Dichter einen Tyrannenfeind,
Du bist ihnen seines Lieds Harmodius,
Seines Gesanges Aristogiton!

Du ein Tyrann? Du, welcher vernichtete,
Was in Europa drohte mit altem Zwang!
Du stürmtest Englands Inselhochmut
Und das sarmatische Teufelsbollwerk.

Bluthund und Willkür schalten sie Dich, doch wärst
Du's je gewesen, hätten sie es nie gesagt!
Nie fiel durch Dich ein Feld wie Ney war,
Auf dem Schaffot, noch ein Feld wie Riego.

Wärst Du Tyrann gewesen, Du wärst es noch:
Die kleinen Feinde, die in die Ferse Dich
Gestoßen, hättest längst zermalmt Du,
Ihre Gebeine zerstreut als Asche.

Du warst Tyrann, Du schienst es der Zeit fährwahr!
Sie mußte folgen jedem Gedankenblitz,
Der aus der kühnen Jovisstirn Dir
Göttlich und waffengeziert hervorsprang.

Es herrscht der Geist, auch wider den eigenen Wunsch,
Da gilt es kein Gewinzel und Menschenblut,
Wenn eine freie Heldenseele
Kriegsgedanken ans Licht der Welt bringt.

Nun seufzt nach Dir der Grieche, der Pole seufzt,
Bald trägt die Welt daselbe Joch wie er,
Ganz Spanien winselt laut, die Deutschen
Flehen zurücke den Tag von Tilsit.

Weisagen laß Dir bald den Untergang
Der Staaten Absaum! Als der Gewaltige Dich
Zerstörte, hat er aus der Bosheit
Giffigem Rachen den Zahn gebrochen.

Du Pest Europas! Toner gekrönte Wih
Ging Dir den Weg zur Hölle so schön voran!
Serzlos und kalt war er, die Staatskunst,
Die er Dich lehrte, kalt und herzlos!

Ihr sagt, er teilte Polen, er teilte mehr,
Er teilte Deutschland. Herrliches Austrien,
Du fester Eichstamm, um Dich her schlingt
Zehrende Ranken ein böser Epheu!

Vergaßest Du Maria-Theresien?
Theresien? O Himmel, noch mehr als sie
Vergaßest Du, da tief in Schmach Du
Deine Maria-Luise stürzest!

O Nacht des Ruhms — Jahrhunderte freuten sich
Ihr längst entgegen — als das erlauchte Bett
Bestieg die blonde Tochter Habsburg
Mit dem unsterblichen Sohn der Freiheit!

O König Roms, der einst der erlösten Welt
Vorleuchten sollte, funkelnder Morgenstern!
Die Waffen Deines Vaters
Kullten Dir schreckliche Wiegenlieder!

Da brannte Moskau, widernatürlich warf
Ins eigene Haus die Fackel das schönde Volk!
Eisfelder starrten Dir entgegen,
Ja, da besiegte den Geist die Schwerkraft.

Zum letzten Mal noch ehrte die falsche Zeit
Des Triumphators heiliges Lorbeerhaupt,
Da er, an milder Küste landend,
Als ein Umjubelter flog durch Frankreich!

O schönder Wechsel! Erde, wo ist Dein Heil?
Wo peitscht ihn hin das Ruder? Der weiße Schaum
Einsamer Brandung neht die Ferse
Mitten im brausenden Ozean ihm.

Und nächstlich hört man, über dem Uferfeld,
Hohlstimmig schreien die gräßliche Nemesis:
Dein letzter Atemzug, o Heros,
Werde der Sterbemoment der Freiheit!

Doch mildere Stimmen tönen ein milderes Lied,
Sei's, daß das Meer verborgene Nymphen hegt,
Wie alle Völker fabeln, oder
Ist es die leise Musik des Wassers?

Sie locken oft den Schiffer der wilden Bucht
Mit süßer Wehmut Klaggetö'n heran:
O kommt mit uns und wandelt schweigend
Über dem Grabe der wüsten Insel!

Europa stand nicht neben dem Katafalk,
Der Deine Leiche trug, die Gestirne nur
Entloderten als Kandelaber,
Während wie Waffen erklang das Weltmeer.

Wenn Du die Rätsel Deines Berufs erkannt,
Du wärst des Lobes nie sterbender Dichter wert:
Du wärest ihres Lieds Harmodius,
Ihres Gefanges Aristogiton.

Literaturverzeichnis.

1. E. M. Arndt, Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn von Stein. Leipzig, Reclam.
2. Bleibtreu, Der Imperator. Leipzig.
3. — Marschälle, Generale, Soldaten Napoleon I. Berlin.
4. — Napoleon bei Leipzig. Berlin.
5. — Napoleon I. Dresden und Leipzig 1889.
6. A. Brecher, Napoleon I. und der Überfall des Lüchow'schen Freikorps. Berlin 1897.
7. Burghersh, 1813—1814. Berlin 1894.
8. A. Dapot, Napoléon. Paris 1895.
9. J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenberg. Leipzig 1890.
10. de Faber du Faur, Napoleons Feldzug in Rußland 1812. Leipzig 1897.
11. A. Fournier, Napoleon I. Wien, Leipzig 1904.
12. F. Fröblich, Napoleon I. und seine Beziehungen zum klassischen Altertum. Zürich 1892.
13. Der große Generalstab 1806. Berlin 1906.
14. Die Generale der französischen Republik und des Kaiserreiches. Leipzig 1847.
15. A. Hugo, Histoire de l'empereur Napoléon. Paris 1873.
16. D. Klein-Saffingen, Napoleon der Erste. Berlin 1906.
17. A. Kielland, Ringsum Napoleon. Leipzig 1905.
18. M. Lehmann, Freiherr von Stein. Leipzig 1905.
19. K. Landmann, Napoleon I. München 1903.
20. Ch. Laurent, Der König von Rom. Leipzig 1899.
21. P. M. Laurent, Geschichte des Kaisers Napoleon. Leipzig 1841.
22. de Las Cases, Tagebuch Napoleon I. Leipzig 1899.
23. de Lacroix, Die Marschälle Napoleons I. Leipzig 1898.
24. v. Leflow-Vorbeck, Napoleons Untergang 1815. Berlin 1904.
25. Malling, Die Frau Gouverneurin von Paris. Kopenhagen 1896.

26. Méneval Baron, Napoleon und Marie Louise. Berlin und Leipzig 1906.
27. F. Meinecke, Das Zeitalter der deutschen Erhebung. Bielefeld und Leipzig 1906.
28. H. Merckens, Deutschland in seiner tiefsten Erniedrigung. Würzburg 1877.
29. H. de Marbot, Memoiren des französischen Generals. Stuttgart 1899.
30. F. Masson, Napoleon I. und die Frauen. Leipzig 1899.
— Napoleon I. zu Hause.
31. v. d. Marwitz, Aus dem Nachlasse der Generals. Berlin 1852.
32. Graf Prokeš-Osten, Mein Verhältnis zum Herzog v. Reichstadt. Stuttgart 1878.
34. A. Peyre, Napoleon I. Paris 1888.
35. St. Pfister, Aus dem Lager des Rheinbunds 1812 und 1813. Stuttgart und Leipzig 1897.
36. Gräfin Potocka, Memoiren der —. Leipzig 1899.
37. L. Ranke, Ursprung und Beginn der Revolutionskriege 1791 bis 1792. Leipzig 1875.
38. G. Roloff, Napoleon I. Berlin 1900.
39. Gräfin Rémusat, Napoleon I. und sein Hof. Köln und Leipzig 1901.
40. J. H. Rose, Napoleon I. München 1903.
41. J. Scherr, Blücher, seine Zeit und sein Leben. Leipzig 1887.
42. H. v. Treitschke, Preussische Geschichte im 19. Jahrhundert. Leipzig 1886.
43. G. Turquan, Die Königin Hortense. Leipzig 1897.
44. — Caroline Murat.
45. — Die Generalin Bonaparte.
46. — Die Kaiserin Josephine.
47. — Die Schwestern Napoleons Elise und Pauline.
48. — Das Liebesleben Napoleons.
49. v. Unger, Wie Napoleon den Feldherrnstab ergriff. Berlin.
50. v. Weinbach, Aus den Memoiren der Herzogin v. Abrantes. Leipzig 1903.
51. A. Witte, Napoleonische Bulletins. Braunschweig 1893.
52. A. Wilson, Geheime Geschichte des Feldzuges von 1812 in Rußland. Leipzig 1861.
53. L. Woltmann, Die Germanen in Frankreich. Jena 1905.
54. Wiffher, Von Grejus nach Elba. Amsterdam 1894.

Druck:
Otto Wigand m. b. H., Leipzig.

Marie Laetitia, geb. Ramol

<p>Lucien 1775–1840 verm.: 1. Christine Boyer 1776–1800</p> <p>a) Charlotte 1796 verm. mit dem Fürsten Gabrielli 1773–1841 b) Christine 1798–1847 verm.: Lord Dudley Coutts 2. Alexandrine de Bleschamp 1778–1885 Witwe Jouberton</p>		<p>Le v de Be Achille Murat 1800–1847 Laetitia Joséphine 1802 verm.: Graf Pepoli b) Lucien 1803 verm.: Georgia Fraser c) Caroline 1830 erm.: Baron de Chassiom p) Joseph Joachim 1831 verm.: Mini Berthier y) Achille 1835 d) Anna 1838 erm.: Herzog de Mouchy e) Louis Napoléon 1852 Louise Julie 1805 verm.: Graf Rasponi</p>	
Paul 8–1832	Laetitia 1804 verm.: Th. Wyse + 1862	Marie 1818 verm.: Graf Valentini + 1858	C
<p>ie, Witwe des rafen Solms rm.: Ratazzi</p>		<p>Adeline verm.: General Turr</p>	
e 1830 erm.: quis de agiovini	Charlotte 1832 verm. mit Grafen Primoli	Marie 1835 verm.: Grafen de Capello	Aug vern Pl.





Otto Wigand, Verlagsbuchhandlung u. Buchdruckerel m. h. S., Leipzig.

Die seit einigen Jahren bei mir erscheinenden Schriften **Carlyles** habe ich nunmehr zu einer Ausgabe:

Ausgewählte Werke von Th. Carlyle

mit einer Biographie Carlyles von **Th. A. Fischer**
in 9 Bände in modernem Leinenband zusammengestellt.

Den Preis für diese 9 bändige Ausgabe habe ich auf **M. 40.** — ermäßigt, während sich der Preis der einzelnen 8 Bände auf **M. 50.60** beläuft.

===== Inhalt: =====

- I. Bd. **Biographie Carlyles** von Th. A. Fischer. Mit einem Bilde. Einzelpreis geb. M. 7.20.
II. u. III. Bd. **Sozialpolitische Schriften**. I. Bd. Kleinere sozialpolitische Schriften. II. Bd. Vom Tage des Gerichts. Einzelpreis geb. M. 11.40.
IV. Bd. **Vergangenheit und Gegenwart**. Einzelpreis M. 7.20.
V. Bd. **John Sterling**. Ein Lebensbild. Einzelpreis M. 7.20.
VI. Bd. **Sartor Resartus oder Leben und Meinungen des Herrn Teufelsdröckh**. 2. Aufl. Einzelpreis geb. M. 6.20.
VII. u. VIII. Bd. **Historische Aufsätze**. I. Bd. Was ist Geschichte? — Biographie. — Noch einmal über Geschichte. — Graf Cagliostro. — Das Diamantenhalsband. — Mirabeau. II. Bd. Biographien: Burns. — Sir Walter Scott. — Voltaire. — Dr. Francia. Einzelpreis geb. M. 12.40.
IX. Bd. **Über Helden und Heldenverehrung**. Einzelpreis geb. M. 6.20.

Von der Bedeutung Carlyles als Historiker, Biograph und Sozialpolitiker geben diese kleineren Schriften ein besseres, ja man darf getrost sagen, ein richtigeres Bild, wie seine dickleibigen Werke.

Carlyle, der sich jahrelang bemüht hat, den Briten die Geistes-schätze Deutschlands zugänglich zu machen, verdient unsere weitgehendste Beachtung.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.